Am Heiligen Quell Deutscher Kraft

Folge 14 (Abgeschlossen am 12. 10. 1937) 20.10.1937

Der Judenstaat nach Deutschen Siegen

Von General Ludendorff

Die Gründung der jüdischen „Heimstätte" in Palästina durch England unter Zustimmung Frankreichs, Italiens und des römischen Papstes war die Ausnutzung Deutscher Siege durch den Juden in der kriegerischen Notlage der Entente im Herbste 1917. Hatte der Jude selbst den Weltkrieg zur Festigung und Herbeiführung seiner Weltherrschaft über entrasste und kollektivierte Wirtsvölker herbeigeführt, so nutzte er solche Notlagen der ihm bereits hörigen Staaten rücksichtslos aus, um immer mehr für sich das herauszuschlagen, was jüdischer Aberglauben, aber auch jüdisches nationales Wollen als „Kriegsziel" ansah. Für den Juden war die Gewinnung der Heimstätte Palästina ein langes und stilles, seit 1897 durch die zionistische Bewegung unter den Juden Herzl und Weizmann nach außen hin in aller Welt betätigtes Streben, das durch den damals schon beschlossenen Weltkrieg zu verwirklichen war. Es wurde „offiziell" von England gefördert, das bekanntlich mit den Juden zusammen in Jahrhunderten, wie ich in „Kriegshetze und Völkermorden in den letzten 150 Jahren" gezeigt habe, zur Weltherrschaft gelangt war. England war noch der „Vertrauensmann" des jüdischen Volkes in der Frage des Judenstaates. Theodor Herzl hat 1900 auf dem IV. Zionistenkongreß die Worte gesprochen:

„England, das mächtige, freie England, das mit seinem Blick die Welt umspannt, wird uns und unsere Aspirationen verstehen. Mit England als Ausgangspunkt können wir sicher sein, daß die zionistische Idee mächtiger und höher steigen wird als jemals zuvor."

Die Gewinnung der Heimstätte in Palästina hatte für sämtliche Juden symbolische Bedeutung, wie für Rom die Gewinnung des Kirchenstaates. Darum billigte Rom auch das jüdische Streben nach einer Heimstätte. Jude wie Rom betätigen sich als überstaatliche Macht, aber sie müssen ihrem Glauben zufolge doch schließlich, wenn auch nur in irgendeinem kleinen, ihnen gehörenden Stück der Erde verwurzelt sein, um von hier aus Völker und Staaten „überschatten" und das Truggebilde aufrecht erhalten zu können, daß Juden und Römischgläubige einmal und an erster Stelle Mitglieder der entsprechenden Gebilde, dann aber auch gleichberechtigte Mitglieder des Gast- oder Wirtsvolkes, oder des Gast- oder Wirtsstaates sind. Daß der Jude so denkt, ist bekannt, als auserwähltes Jahwehvolk hat er sich so ohne Aufgabe seiner Eigenart in die Völker eingeschlichen. Bei Rom ist es nur schwerer zu erkennen, weil die römische Priesterkaste sich „national" gebärdet und sich Römischgläubige doch oft immer noch viel mehr als Glied ihres Volkes, zu dem sie rassisch gehören, wie als Glied der römi-

schen Kirche fühlen.[1])

Heimstätte und Kirchenstaat sind also von symbolischer Bedeutung für Juda und Rom in ihren okkulten Wahnvorstellungen. Begnügt sich Rom, seinen Kirchenstaat zum Stützpunkt seiner Priesterhierarchie zu machen und ihn mit ihr zu bevölkern, so wollen die Juden Palästina jüdisch kolonisieren und dem Juden wirklich ein Stück „Vaterland" in der Heimstätte geben. Immer ist der Jude jüdisch-völkisch.

Sind die Juden durch Bande ihres Blutes unter Rabbineraufsicht stets unter sich aufs engste verbunden, so bildeten die jüdisch-zionistischen Bestrebungen noch ein besonderes Band für den Juden in allen Ländern während des Weltkrieges. Triumphierend schreibt Lazar Felix Pinkus in seinem Buche „Von der Gründung des Judenstaates":

„daß ihm (dem jüdischen Nationalfonds Im Haag als einer in England legalisierten Institution) beispielsweise von Deutschland aus die meisten Beiträge aus den Schützengräben von den jüdischen Soldaten zugingen."

Und:

„Im ganzen muß aber anerkannt werden, daß monate- sogar jahrelang die zionistischen Institutionen in Palästina mit der zionistischen Leitung in Berlin vermittels des Auswärtigen Amtes in Berlin verkehren konnten."

Eindringlich zeigen diese kurzen Ausführungen das Unmögliche jüdischer „Gleichberechtigung".

Da Palästina vor dem Weltkriege Bestandteil des mit uns verbündeten türkischen Reiches war, so konnte die Gründung der Heimstätte nur gegen die Türkei erfolgen. Zunächst hatte England bei dem Eintritt der Türkei an unserer Seite in den Weltkrieg die nationalen und völkischen Belange der Araber gegen die Türkenherrschaft ausgespielt, und ihnen ein großarabisches Reich mit Palästina versprochen. Die Araber stellten sich gegen die Türken und zugleich auch gegen ihr mohammedanisches Oberhaupt, den Kalifen, d. h. den türkischen Sultan in Konstantinopel. Das Letzte war nur dadurch möglich gewesen, daß England, als mohammedanische Macht in Indien und Afrika, es verstanden hatte, die arabische Geistlichkeit, die Mufti, für sich und ihre Ziele zu gewinnen, die auch deren Wünschen entsprachen, von dem türkischen Kalifen zu Konstantinopel frei zu werden, und wohl auch von okkulten Wahnvorstellungen der lamaitischen Priesterkasten des Lamas von Tibet beeinflußt wurden, die immer deutlicher ihr Weltmachtstreben bekundeten. Der Einsatz des Arabertums erwies sich aber nicht als stark genug, die Kriegslage entscheidend zu beeinflussen. Palästina war zu früh vergeben worden und an eine Macht, die damals noch nicht Macht war.

Im Oktober 1917 hatte sich nach Zusammenbruch des Zarenreiches, dem Einsatz des U-Boot-Krieges, der Abwehr der englischen und französischen Angriffe im Westen und endlich nach Gestaltung der Kriegslage im Osten seit Mitte

[1]) Aus diesem Grunde muß Rom jedes völkische und rassische Wollen als Heidentum bezeichnen, denn es gefährdet seine Ziele, ausschlaggebender Schwerpunkt im Leben der einzelnen Mitglieder in seinen Gast- oder Wirtsvölkern zu sein. Aus diesem Grunde hat es seinen Begriff der Mischehen geschaffen, d. h. der Ehe eines Römischgläubigen mit dem Gläubigen einer anderen Glaubensgemeinschaft, völlig unbeachtet der Rassezugehörigkeit. Aus diesem Grunde treibt es in Abessinien nur solange wirkliche Rassenpolitik, als die Abessinier noch nicht römischgläubig geworden sind. Hat es dieses Ziel erreicht, dann hat es gegen Blutsvermischung zwischen Italienern und Abessiniern nichts einzuwenden.

Juli, die zum völligen militärischen Zusammenbruch Rußlands führte, trotz dem Eintritt der Verein. Staaten in den Krieg, die Lage stark zu ungunsten der Entente gewandelt. Nun erfolgte noch am 24. Oktober der völlige Zusammenbruch der italienischen Isonzofront durch den vornehmlich Deutschen Angriff bei Tolmein. Die Vernichtung des stärksten Teiles des italienischen Heeres erschien möglich. Darüber, daß sie am Tagliamento nicht erreicht wurde, muß einst die Kriegsgeschichte schreiben. M. E. liegen die Gründe hierfür in Unterlassungen der österreichischen Obersten Heeresleitung zufolge Eingriffen des Kaisers Karl, die, wie mir damals mitgeteilt wurde, auf Wünsche des römischen Papstes zurückzuführen waren, der Italien geschont sehen wollte. Auch halte ich ein Unterlassen der Deutschen 14. Armee nach Erreichen von Udine für möglich. Doch wie gesagt, die Kriegsgeschichte muß dies erörtern. Für die vorliegende Abhandlung genügt die Feststellung, daß die italienische Armee in ihren Hauptteilen Ende Oktober 1917 in noch größeren Gefahren schwebte, als sie später tatsächlich unter den angedeuteten Friktionen gezeitigt worden sind.

In diese für die Entente so überaus ernste Lage, die auch dazu führte, Divisionen aus Frankreich nach Italien zu führen, drängte die Judenschaft England zur Erfüllung ihrer heißen Wünsche, Palästina als Heimstätte zugesprochen zu erhalten, falls sich die Judenschaft der gesamten Welt noch mehr als bisher für die Entente einsetzen sollte. England antwortete nicht, euere Sache ist ja schon längst unsere Sache. Das ahnte es nicht, sondern gab der Erpressung nach. Lord Balfour schrieb an den Judenfürsten Baron Rothschild, wie ich schon erwähnte, unter Zustimmung von Frankreich und Italien und unter stillschweigender Billigung des römischen Papstes, der, wie ich dargetan, die jüdischen Wünsche wohl verstand und diesem auch Ausdruck gegeben hatte, und in völligem Vergessen von Versprechungen an die Araber, nachstehenden Brief:

„Ministerium des Äußeren — 2. November 1917.

Mein lieber Lord Rothschild!

Es ist mir ein großes Vergnügen, Ihnen namens S. M. Regierung die folgende Sympathie-Erklärung mit den jüdisch-zionistischen Bestrebungen zu übermitteln, die dem Kabinett unterbreitet und von ihm gebilligt worden ist.

Seiner Majestät Regierung betrachtet die Schaffung einer nationalen Heimstätte in Palästina für das jüdische Volk mit Wohlwollen und wird die größten Anstrengungen machen, um die Erreichung dieses Zieles zu erleichtern, wobei klar verstanden ist, daß nichts getan werden soll, was die bürgerlichen und religiösen Rechte bestehender nichtjüdischer Gemeinschaften in Palästina, oder die Rechte und die politische Stellung der Juden in irgendeinem anderen Lande beeinträchtigen könnte.

Ich bitte Sie, die Erklärung zur Kenntnis der zionistischen Föderation zu bringen.

Arthur James Balfour."

England, Frankreich und Italien hatten damit vor dem Juden auf Kosten der Araber kapituliert und vorsorglich ausgesprochen, daß durch die Gründung des Judenstaates nicht etwa die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden in anderen Staaten beeinträchtigt werden dürfe, sorgsam stellten sich die drei Staaten vor jüdische Auffassungen. Die schönen Worte über Nichtbeeinträchtigung bürgerlicher und religiöser Rechte nichtjüdischer Gemeinschaften in Palästina bezog sich vornehmlich auf die christlichen Sekten und Orden, die in Palästina Fuß gefaßt hatten. Wie groß die Zwangslage war, in der England sich fühlte, geht aus

Nr. 4 der „Jüdischen Rundschau" des Jahrgangs 1920 hervor. Hier schreibt der Zionistenführer Professor Weizmann:

„Es ist eine irrtümliche Auffassung, daß England uns den Vorschlag nur aus eigenem Interesse heraus machte .... Wir sind es, die den englischen politischen Führern klar gemacht haben, daß es im Interesse Englands ist, sich mit uns zu vermählen, die Fittiche des britischen Adlers über Palästina auszubreiten. Wir erreichten die Deklaration nicht durch Wundertaten, sondern durch beharrliche Propaganda, durch rein äußerliche Beweise von der Lebenskraft unseres Volkes. Wir sagten den maßgebenden Persönlichkeiten: Wir werden in Palästina sein, ob Ihr es wollt oder ob Ihr es nicht wollt. Ihr könnt unser Kommen beschleunigen oder verzögern, es ist aber für Euch besser, uns mitzuhelfen, denn sonst wird sich unsere aufbauende Kraft in eine zerstörende verwandeln..."

Das war deutlich gesprochen und in der Notlage, in der sich die Entente im Oktober 1917 befand, verstand sie, worauf Weizman mit diesen Drohungen hinwies.

Die ganze Judenschaft stellte sich nun geschlossen - noch mehr als bisher - in den Dienst der Kriegführung der Entente und revolutionierte Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei. Sie konnte das um so leichter, als in Sofia und Konstantinopel noch die diplomatischen Vertreter der Vereinigten Staaten saßen, von denen der Botschafter der Vereinigten Staaten in Konstantinopel, Morgenthau, selbst Zionist war. Auch bei uns war es nicht anders. Die Beteiligung der Juden in der Revolution 1918/19 in Deutschland ist bekannt. Am 12. Juni 1920 sagte der Deutsche Staatsangehörige, der Jude Nordau, auf der zionistischen Massenversammlung in London nach der „Jüdischen Rundschau" Nr. 49/21:

„Die britischen Staatsmänner begannen von Palästina als von der jüdischen Heimstätte zu sprechen und erwarteten von den Juden, daß sie verstehen würden, was ihre Pflicht ist. Wir verstanden und handelten demgemäß."

So war in der Tat die Geburt der jüdischen Heimstätte in Palästina ein Ergebnis Deutscher Siege am Ausgang des Jahres 1917 und der Notlage der Entente. Die revolutionäre Unterstützung des Juden in ihren Feindländern verhalf ihr zusammen mit dem Eingreifen der Vereinigten Staaten 1918 in den Krieg zum kläglichen Triumph am Ausgang des Weltkrieges über die heldischen Anstrengungen des Deutschen Heeres und Volkes.

Ich denke, es ist dienlich, wenn wir uns immer wieder geschichtliche Zusammenhänge in das Gedächtnis zurückrufen. Damals haben England und die Entente ihre Ziele erreichen können. Aber es war zufolge des völkischen und rassischen Erwachens in Deutschland auf Grund jener Leistungen im Weltkriege, seiner Todesnot und der Gottesnot in allen Völkern und zufolge nationalsozialistischen Wollens nicht von langer Dauer.

Heute wirkt sich der Kotau Englands vor dem Juden auf Kosten der Araber gegen England aus. Der Jude hat an Macht auf dieser Erde erheblich eingebüßt. Selbst in der Wirtschaft hat sich römisches Kapital vordringlich gegen das jüdische gestellt. Araberreiche sind mit Hilfe Englands entstanden. Sie aber wollen nicht die türkische Herrschaft mit einer Oberherrschaft Englands auf die Dauer eintauschen und betrachten mit Recht das englische Mandatsgebiet in Transjordanien und Palästina, sowie die Auslieferung Palästinas, in dem sich seit Jahrhunderten die Araber an Stelle des landflüchtigen Juden festgesetzt haben, wie auch das französische Mandatsgebiet in Syrien als einen Bruch des

Versprechens, das sie gegen die Türkenherrschaft eingreifen ließ. Sie fordern heute Einlösung des Versprechens und Verhinderung jüdischer Einwanderung. Der Jude läßt natürlich England nicht aus seinen Fingern; das in der Notlage des Weltkrieges ergatterte „Vaterland" will er nicht preisgeben. Unter dem Druck der Araber und des Judentums machte England seinen Teilungplan Palästinas. Nie können die Araber dem zustimmen, stets werden sie das gesamte Gebiet Palästina für sich erstreben. Das Geld, das England zur Durchsetzung seiner Ziele auch unter den Arabern rollen läßt, und politische Erwägungen der Araberkönige, auch Eifersüchteleien von Arabern untereinander schieben die Entscheidung hinaus, nie aber werden dadurch die Ursachen der Krisis beseitigt, weil sie im völkischen Wollen wurzeln, das sich heute im Arabertum machtvoll regt. Auf der Seite dieses völkischen Empfindens steht ausgesprochen der arabische Mufti, der noch eine viel größere Macht hat, als der römische Priester in den Hoheitgebieten der römischen Priesterhierarchie, gegen England und an erster Stelle die machtvolle Figur des Groß-Mufti von Jerusalem, wenn er auch vor englischem polizeilichen Eingriff in die Omar-Moschee in Jerusalem geflüchtet ist, wo er sich vor weiteren für gesichert ansieht. Der Araber steht gegen England.

England hat starke militärische und polizeiliche Kräfte in Palästina eingesetzt und führt zur Stunde eine Politik der starken Faust. Auf wie lange, mag dahingestellt bleiben. Seine Lage daselbst, wie an so vielen Stellen, die für seine Weltmacht von Bedeutung sind, bleibt kritisch, und das um so mehr, als die Küste Palästinas für die Flotte und ihre Ölversorgung aus dem Irak (Ölgebiet um Mossul) immer mehr an Bedeutung gewinnt. Wieder einmal brennt die Hauptölleitung an einer Stelle. Dieses Feuer sollte England recht eindringlich über die Vergangenheit und seine Lage nachdenken lassen, die bei dem ständigen Schwanken seiner Politik sich noch ernster gestalten wird. Es ist die Zeit vorbei, in der England andere Völker gegen dritte ausspielen konnte. Die ausgenutzten Völker - jedenfalls die arabischen - wenden sich gegen England, angetrieben noch durch die Propaganda England feindlicher Staaten und okkulter Kasten. Heute muß England für sich selbst einstehen. In diese Lage hat sich England zur Genugtuung Roms und seines sich machtvoll regenden Wollens noch nicht hineingefunden. England hat sich durch die Balfour-Erklärung vom 2. 11. 1917 schließlich vergeblich an den Juden verschrieben. Es ist schon wahr, was ein Sprichwort sagt „Wer vom Juden ißt, der stirbt daran." Das gleiche Schicksal erleidet allerdings auch das Volk, das „vom Papste ißt". Es kann nie zu völkischem, eigenartigen Leben gelangen. Wenn doch endlich geschichtliche Wahrheiten von den Völkern beachtet würden, wie einfach wäre dann das Ringen gegen ihre Knechter. Schwer wird es den Völkern, sich aus den Suggestionen und Hypnosen zu befreien, durch die sie zu ihrem Unheil im Bann gehalten werden.

„Gingen doch schon i. J. 1870 Pfafferei und Kommunisterei schwesterlich mitsammen. Ja, die schwarze und die rote Hand sie haben sich gefunden und ihr Händedruck soll den Untergang aller Kultur und Freiheit besiegeln.... Der schwarze Jesuitismus spekuliert auf die Dummheit und Unwissenheit, der rote auf die Selbstsucht und Genußgier. Und beiden leistet eine gedankenlose vermaterialisierte, nicht über die eigene Nasenspitze hinaussehende, vor lauter Einseitigkeit und Dünkel stupid gewordene Pseudo-Wissenschaft eifrige Handlangerdienste."

Johannes Scherr i. J. 1875.

Die Feier
des sechzigsten Geburttages Mathilde Ludendorffs

Um den Bitten von zahlreichen Anhängern der Deutschen Gotterkenntnis (Ludendorff) zu entsprechen, ihre Wünsche Mathilde Ludendorff zu ihrem 60. Geburttage persönlich entgegenbringen zu können, waren der Feldherr und die Philosophin aus den Bergen zurückgekehrt. Mathilde Ludendorff hatte sich bereit erklärt, sie schon am 3., einem Sonntage, entgegenzunehmen, um den Deutschen, die im Erwerbs- und Berufsleben stehen, die Ermöglichung ihres Wunsches zu erleichtern. Mit Sonderzügen und Kraftwagen waren aus allen nahen Deutschen Gauen, ja auch von Ostpreußen, von Schleswig und vom Rhein her, aus Schlesien und Saarbrücken Deutsche aller Berufsstände, Frauen, Männer und Jungvolk herbeigeeilt. Sie nahmen in festlicher Stimmung Aufstellung vor dem Hause in Tutzing. Schönes Herbstwetter mit herbstlichem Sonnenschein verschönte die Stunden.

Der Feldherr begrüßte die Schöpferin Deutscher Gotterkenntnis mit einem Heilruf und richtete an die Versammelten wenige Worte der Begrüßung. Mathilde Ludendorff schritt zu den Anwesenden und nahm von jedem Einzelnen, ihm die Hand reichend und Worte tauschend, den Glückwunsch entgegen. Das nahm bei der großen Zahl der Anwesenden Stunden in Anspruch. Währenddessen unterhielt der Feldherr sich mit einzelnen Anwesenden über das Fortschreiten des Ringens für Deutsche Gotterkenntnis. Nachdem Mathilde Ludendorff ihren Rundgang beendet hatte, richtete der Feldherr noch kurze Worte an die Anwesenden, um ihnen zu zeigen, wie sie der Philosophin durch i
Ringen ihre Dankbarkeit erweisen könnten. Er wies auf die Bedeutung d
Ende Juli, Anfang August abgehaltenen Tutzinger Tagungen und auf d
hin, was er über diese in der Folge 10/37 gesagt hatte. Er legte den Anwese
den persönliche Lebensführung im Sinne Deutscher Gotterkenntnis als Ve
pflichtung auf. Er mahnte sie, darauf zu bestehen, daß die Eltern, die sich z
Deutschen Gotterkenntnis bekennen, ihre Kinder nicht mehr am christlichen Rel
gionunterricht teilnehmen lassen, sondern darauf dringen, wie es ja schon
vielerorts geschähe, daß sie Lebenskunde nach Deutscher Gotterkenntnis erhalte
Er betonte, daß auf den Einführungabenden in Deutsche Gotterkenntnis d
Deutschen ein umgrenzter Teileinblick im klaren Aufbau aus den Werken d
Philosophin, und zwar in einfachen Worten gegeben werden sollte, im Gegens
zu den verschwommenen Unklarheiten, die sonst ringende Deutsche zu hören b
kämen. Scharf wandte er sich gegen die von Gegnern in ihrer Verlogenheit u
böswillig verkündete Auffassung, daß Deutsche Gotterkenntnis (Ludendorff)
Sektenbildung führen könne, sie führt zur Volksschöpfung in Arteigenheit u
seelischer und wehrhafter Freiheit. Grundlage blieben immer die Werke d
Philosophin, die jeder aufnehmen könne, ganz gleich, welchen Bildunggrad
besäße, wenn er mit offenen Sinnen an sie heranträte. Dann wandte sich d
Feldherr dem Ringen gegen die überstaatlichen Mächte und ihre Helfershelf
zu, die zwischen dem Werke Deutscher Gotterkenntnis und den Personen, die

vertreten, Scheidewände durch Lügen und Verdrehungen errichten möchten. Er sagte das, was er in „Das Wirken der Jungfrau Maria" in dieser Folge niedergelegt hat. Dann schloß er mit kurzen Wünschen und einem Heilruf für die Schöpferin Deutscher Gotterkenntnis.

Der Begrüßung der von fernher Gekommenen in Tutzing selbst folgte am Nachmittag in München eine besondere Feier des 60. Geburttages Frau Dr. Mathilde Ludendorffs, an der auch diese selbst teilnahm. Die Veranstaltung einzurichten war nicht leicht gewesen, da die Anzahl der Deutschen, die um Teilnahme baten, stetig wuchs. Der große Festsaal blieb denn auch zu klein, und die Türen zu den Nebenräumen mußten geöffnet werden.

Um 4½ Uhr betrat Frau Dr. Mathilde Ludendorff den Saal, während sich die Anwesenden zur Ehrung der großen Deutschen Frau schweigend von den Plätzen erhoben. In einem Vortrag versuchte Walter Löhde der Schöpferin der Deutschen Gotterkenntnis einen Dank auszusprechen und das bedeutende Werk und Wirken Frau Dr. Mathilde Ludendorffs den Deutschen darzustellen. Daß diese Darstellung nur eine Andeutung sein konnte und sollte, wurde unter Hinweis auf das vom Feldherrn geschaffene Werk: „Mathilde Ludendorff, ihr Werk und Wirken", betont, in dem - besonders für Außenstehende - eine dem umfassenden Wirken entsprechende Darstellung vorliegt, welche in einem kurzen Vortrag eben nicht gegeben werden kann. Die lebendigen Ausführungen schlossen mit den Worten aus dem dichterischen Teil des Werkes „Triumph des Unsterblichkeitwillens":

„Auf denn zur Tat ihr wen'gen Lebend'gen,
Hinschreitet in alle die Gaue der Lande
Und kündet die Runen des Seins und wecket zum Leben,
Was noch nicht gänzlich erstickt ist!
Das Reden lehret vom Plappern trennen,
Lebendigen Blick vom flackernden Totenblick scheiden!
Und kündet: Erfüllet die Runen des Seins,
Verachtet die Sprüche der plappernden Toten,
So seid Gott ihr, unbesiegbar und frei! -"

Diese herrlichen Verse leiteten zu dem von der Pianistin Frau Frieda Stahl mit bekannter künstlerischer Meisterschaft auf dem Flügel gespielten Werke von Schumann über. Die seelenvollen Klänge des großen Deutschen Musikers lösten ein Mitschwingen in der Seele der Zuhörer aus. Nachdem die letzten Töne verklungen waren, trat Frau Dr. Ludendorff vor die Deutschen und sprach folgende Worte:

„Es ist Unrecht, Worte an Menschen zu richten, nachdem die gottnaheste aller Künste, die Musik, in solcher Vollendung zu Ihren Seelen sprach. Möge der Anlaß dieser Feier und der Umstand, daß Musik sie auch beschließen wird, für das, was ich tue, Entschuldigung sein.

Ich danke Herrn Walter Löhde für die warmen Worte, die er meinem Werk und Wirken gewidmet hat. Wenn es so Großes sein konnte, was meine Werke enthüllten, so ist dies der Vollkommenheit der Schöpfung zu danken, in der wir

leben. Ich danke meiner Schwester, Frau Frieda Stahl, daß sie mir, wie so manches liebe Fest meines Lebens, auch diesen Feiertag mit den seelenvollen Klängen ihrer hohen Kunst segnet. - Ich habe in Ihrer aller Namen dem Feldherrn gedankt, daß er bei unserer Feier in Tutzing die Worte an Sie gerichtet hat und so diesem Tage geschichtliche Weihe gab. Diese seine Worte lassen es erst verstehen, daß es zu einer solchen Feier kam. Ist es doch ein sehr seltenes Ereignis, daß der Geburttag eines noch lebenden Philosophen, der wirklich wertvolle und unsterbliche Erkenntnis gab, in einem größeren Kreise gefeiert wird. Dergleichen geschieht sonst meist bei jenen, die die Mitwelt rasch und leicht überzeugen, weil sie die zur Zeit schon herrschenden Einsichten in ihren Werken in eine gute Wortgestaltung bringen. Kulturschöpfer aber führen auf bisher noch nicht betretenen Wegen näher zum Göttlichen hin. So sind sie einsam und am einsamsten unter ihnen allen sind die Philosophen. Ihre Erkenntnisse und die moralischen Wertungen, die sich aus diesen ergeben, gestalten gewöhnlich nicht an der Geschichte der Gegenwart, sondern an der kommender Jahrhunderte. So rettet ihnen denn auch die Verständnislosigkeit der Mitwelt ihre traute, so für Schaffen und Erleben geschätzte Einsamkeit. Es bedarf also, wenn ich so sagen soll, fast einer Entschuldigung, zumindesten aber einer Erklärung, die uns begreiflich macht, daß meine philosophischen Werke, die das gründlichste Umdenken und Umstellen erwarten, das je durch philosophische Werke gefordert wurde, nicht, wie ich bei dem Schaffen der ersten derselben mit Sicherheit annahm, erst ein Jahrhundert nach meinem Tode durchdringen werden.

Die eine Erklärung liegt in der wichtigsten Ursache des Werdens der Gotterkenntnis meiner Werke. Es herrschte in den Jahren 1920/21, als ich mein Werk „Triumph des Unsterblichkeitwillens" schrieb, Todesnot der Kulturen aller Völker. Das gottwidrige Ziel, seelisch entwurzelte mischblütige Sklaven unter herrschgierigen Priesterkasten jüdischer Lehren an Stelle arteigener gottlebendiger freier Völker allein noch auf Erden bestehen zu lassen, war in manchen Ländern

---

Für alle die Glückwünsche, Blumen und anderen Geschenke, vor allem aber für die rege Unterstützung in der Verbreitung unserer Erkenntnis, durch die mir anläßlich meines sechzigsten Geburttages Freude bereitet wurde, danke ich herzlich. Erfreuliche Fortschritte in der Verbreitung der Gotterkenntnis meiner Werke und aller unserer Aufklärung, sowohl in Deutschland, als auch anderwärts, wurden mir berichtet. Ich teile dies den Lesern des „Am Heiligen Quell" mit, um auch sie an dieser, meiner Geburttagsfreude teilnehmen zu lassen.

Es lebe die Freiheit!

Mathilde Ludendorff

voll erfüllt, in anderen seufzten die Völker unter ebenso machtgierigen anderen asiatischen Priesterkasten. Des Juden furchtbare Wege und Ziele enthüllten sich vor unseren entsetzten Augen und wir sahen vor allem auch unser Deutsches, entwaffnetes Volk in der gleich großen Not, in der es ein Jahrhundert zuvor unter der Tyrannei des Korsen geschmachtet hatte. Dies Erkennen der Todesnot der Kulturen aller Völker und das Erleben der stärksten Verantwortung, Wandel zu schaffen, weckten mich zu einer seelischen Wachheit, aus der heraus ich die letzten Fragen vom Sinn des Menschenlebens und der angeborenen Unvollkommenheit, vom Sinn des Todesmuß und der Art der Erfüllung des Unsterblichkeitwillens im sterblichen Menschen, im Einklang mit der Erkenntnis der Forschung beantwortete und in meinem Werke niederlegte. So wie vor hundert Jahren der Philosoph Fichte die Einsamkeit seines Schaffens aufgab und sein Volk durch die Reden an die Deutsche Nation zum Freiheitkampf wachrüttelte, so war es auch mir dann eine Selbstverständlichkeit, ein Gleiches zu tun. Nach dem Schaffen dieses ersten philosophischen Werkes gab ich die Abgeschlossenheit, in der ich lebte, auf, stellte zunächst weiteres Schaffen zurück, um mich dem völkischen Freiheitkampfe, soweit dies meine Pflichten möglich machten, zu widmen.

Das ist die eine Erklärung dafür, daß nicht erst nach hundert Jahren, wie ich es annahm, irgendeiner nach den wenigen Exemplaren meiner philosophischen Werke greifen werde, um dann das Volk zu ihnen zu führen. Weit wesentlicher war ein anderes Ereignis. Da ich in meinem Schaffen das Unheil der christlichen Wahnlehren für das Leben der Völker und die Abwehr der Priesterkasten ebenso klar erkannte, wie den segensreichen Schutz, den die Erkenntnis meines Werkes „Triumph" hiergegen sein konnte, so sah ich natürlich in dem völkischen Freiheitkampfe vor allem als Ziel die Befreiung von Wahnlehren und Machtgier der Priesterkasten, ich fand aber hierfür fast nirgends ein Verstehen, und so half ich denn mit, gegen Judentum und Bolschewismus und für Wehrhaftigkeit und Freiheit des Volkes zu ringen. Da führte dicht vor dem 9. November 1923 dieser Umstand zu einer Unterredung mit dem Feldherrn und bei ihm fand ich zu meiner großen Überraschung sofort tiefstes Verstehen für meine Fernziele. Ein solches Verstehen führte zu gemeinsamem Kampfe und zu der reichen Lebenserfüllung gemeinsamen Lebens. Elf Jahre währt nun schon der ununterbrochene Kampf an der Seite des Feldherrn gegen die unheilvollen Wege und Ziele weltbeherrschender, zum Teil geheimer Priesterkasten und währt die Aufklärung des Volkes und der Völker über diese und über den Segen der Gotterkenntnis, die ich indessen in weiteren Werken vollendete. Da diese nun den unsterblichen Namen des Feldherrn trugen, öffnete er ihnen einen breiten Weg in das Volk. Da aber der Feldherr zugleich in unermüdlicher Volkserziehung sich für die Bedeutung des Kampfes gegen die Wahnlehren und für die Völker rettende Bedeutung der Erkenntnis meiner Werke einsetzte, so war die natürliche Folge das seltene Ereignis, daß ich es miterlebe, wie viele Zehntausende sich von der Erkenntnis meiner Werke überzeugten.

Schon einmal gab es einen großen Feldherrn, der es den Menschen durch sich selbst erwies, daß höchste Feldherrnkunst und philosophisches Erkennen nicht

so weit auseinanderliegen, wie die meisten Menschen es annehmen, da doch die klare Erkenntnis des Wesentlichen bei beiderlei Begabung das Wichtigste ist. Dieser Feldherr, der zugleich ein tiefer Kenner und Werter der Philosophie gewesen ist, war Friedrich der Große. Auch er sah schon den Segen der Wahrheit in der Beantwortung der letzten Fragen des Lebens. Auch er erkannte voll die Unhaltbarkeit des Wahnes der Christenlehre. Aber sein Leben und Schicksal brachten es mit sich, daß die starke Sonderung des Volkes von dem König das herrschende Vorurteil, die ungeheuere Unterschätzung der Bedeutung des Einzelnen im Volke und seiner klaren Einsicht in die Tatsächlichkeit nicht überwand.

Trug für gut
, der in dem
kes war, war
mt, nur noch
m Kriege die
rtet hat, war
rschätzen, daß
r dieses Volk
nlichen Über-
n Werke war
de unter den
rdenden Ent-
telbaren Ge-
re Geschichte-
berstaatlichen
m Volke zum
rfahrung und

nen Feier des
dieser Feier-
n und Ihnen
r Seele aus-
chen Sinn ich
e innerlich zu

llte als jeder
ein sollte, als
nsalter einen
eser Einwand
s sind ja nicht
vor dem Tod
rgessen. Nein,
um des Gött-
n diesem An-
er Geburttag,
gemahnt Sie

für das Volk hielt er den von Priestermachtgier geschaffenen
genug, wenn nicht gar für notwendig. Der Feldherr Ludendorff
gewaltigsten aller Kriege Jahre hindurch Haupt und Herz des Vol
seit jenem unseligen 26. Oktober 1918 nicht mehr durch ein A
durch seine unsterbliche Leistung vom Volke gesondert. Er, der i
Bedeutung der Leistung des Einzelnen an der Front so hoch gew
unfähig, die seelische Haltung des Einzelnen im Volke so zu unte
er einen unheilvollen Wahn über die letzten Fragen des Lebens fü
noch für brauchbar gehalten hätte. Von der ersten Stunde der persö
zeugung von der Bedeutung der Erkenntnisse meiner philosophische
es ihm auch klar, daß das gesamte Volk und die Völker der E
Segnungen dieser klaren Erkenntnis gerettet und aus den gefäh
artungen freigemacht werden konnten. Kein Amt an der unmit
schichtegestaltung der Gegenwart raubte ihm die Zeit für seine heh
gestaltung der Zukunft. Er erforschte die Mittel und Wege der ü
Todfeinde freier Völker, enthüllte sie in seinen Werken, gab de
ersten Mal durch diese Enthüllungen volksrettende geschichtliche E
führte sie gleichzeitig zu der Klarheit der Gotterkenntnis.

Dank so seltenen Geschehens kam es denn auch zu dieser selten
Geburttages eines lebenden Philosophen. Wie nun könnte ich in
stunde meiner Eigenart, einen solchen Tag zu begehen, treu bleibe
zugleich einen Anteil an diesem Feste gewähren, der sich in Ihre
wirken kann? Nun, ich dächte doch, indem ich Ihnen mitteile, wel
in einer solchen Feier sehe, und zudem ein Beispiel gebe, wie si
bereichern ist.

Seltsam, daß dieser sechzigste Geburttag mehr zu feiern sein so
andere. Und wiederum seltsam, daß jeder Tag andere mehr zu feiern s
jeder Tag des Lebens! Denn jeder Tag zählt zu unserem Lebe
Zeitraum hinzu, ganz wie der Geburttag ein Jahr. So berechtigt di
scheint, so erkenne ich doch in solchen Feiern einen tiefen Sinn. Es
nur die flachen Menschen und nicht nur die durch Wahnlehren
verängstigten, die das Vergehen des Lebens wieder und wieder ve
auch gerade die wachen Seelen, die oft teilhaben an dem Reichtu
lichen und somit an dem über alle Zeit Erhabenen, vergessen eben i
teil an dem Unsterblichen gar leicht die eigene Sterblichkeit. D
der zu Ihrer begrenzten Zahl der Lebensjahre ein neues hinzufügt,

wieder an das Wissen:

Todumloht ist Dein Leben in jeder Stunde. Unfall, Krankheit und Feindestat können Dich allerwärts aus der Reihe der Lebenden ausscheiden und fern, am Ende der Tage, harrt Deiner, auch wenn Du all jenen Gefahren siegreich widerstandest, das Todesmuß, das unwiderrufliche.

So liegt denn schon in jeder solchen Feier eine starke segnende Kraft für den Menschen. Sind doch das Todwissen und das Todnievergessen die Helfer zur Weisheit des Lebens, jener Weisheit, die alle Ereignisse angesichts des Todes abwägt und alle Worte und Taten so gestaltet als sei der Tag des Heute der letzte Tag des Lebens. Deutlicher aber als die jährliche Wiederkehr gemahnt die Jahrzehntwiederkehr des Geburttages an das Todwissen. Vor allem läßt sie weit vernehmbarer noch den ernsten Schritt des nahenden Alterstodes, des Todesmuß vernehmen; sind doch dem Menschen im sehr seltenen, allerhöchsten Falle nur neun solcher Jahrzehntfeiern geschenkt ehe der lebmüde Leib die Augen für immer schließt.

Deshalb wohl ward es allmählich Sitte, diese Jahrzehntwiederkehr vom 50. Geburttage an ernster zu nehmen und ausgeprägter zu feiern. Es ist das eine liebe Sitte, wenn sie im Menschen Ähnliches auslöst wie etwa die letzten Tage eines Aufenthaltes in besonderer Naturschönheit. Mögen wir solchen Aufenthalt noch so bewußt, noch so eindringlich erleben, sobald wir über die Hälfte der schönen Tage hinaus sind, scheint die Zeit eilen zu wollen, und je mehr sich dann diese Tage der Abschiedstunde nähern, um so mehr geleitet alle Freude schon der Trennungschmerz. Er aber macht das Erleben nur noch inniger, nur noch vertiefter. Jeder neue Tag, der nach solcher Jahrzehentfeier noch erlebt wird, scheint dem Menschen um so mehr wie ein köstliches, keineswegs mit Sicherheit erwartetes Geschenk.

Wenn ich nun solchem Feiertag diesen Sinn gebe, so wissen Sie zugleich schon, daß ich an ihm nicht nur das reiche Glück der Gegenwart erlebe, sondern daß er für mich ein Erklingen der ganzen hehren Symphonie des Lebens bedeutet, mit allem Leid und Glück, das es barg und mit allem Gottgehalte, den das Leben schenkte. Unter diesem Reichtum ist auch gar mancher, der zu meinem Schaffen hinüberführt, und an dem ich Sie ein Weilchen Anteil nehmen lassen kann. Sie haben in den Worten, die Sie zuvor hörten, schon erfahren, daß die Felsengipfel des Hochgebirges meiner Seele und so auch meinem Schaffen, Heimat wurden. - Ihre Unerreichbarkeit für allen Kleinmut und alle Verzagtheit, ihre Unnahbarkeit für alles Gelärme und Gedränge der Menschen, ihre Festigkeit in allen Unwettergewalten, ihre hehre Einsamkeit und heilige Stille, ihre erschütternd ernste Schönheit, wenn Wetterwolken sie umbrauen, ihre leuchtende Herrlichkeit, wenn Schnee sie übergleißt, ihre freudige kraftvolle Festlichkeit im Sonnenschein, ihre zarte Verklärtheit in Mondnächten, hatten es mir angetan. Es hätte nicht mehr der Gefahren, die das Klettern im Fels mit sich bringt, bedurft, um mir ihr Bild zum seeleerweckenden Gottgleichnis werden zu lassen. Eine Feier meines Lebens ohne einen stillen Gang zu ihnen in der Erinnerung wäre mir schwer denkbar. Erinnerung ist die Königin, die über alle Wirklichkeit herrscht. Erinnerung hält das Erhabene, das Göttliche fest, und läßt alles Beschwerende, alles Hemmende

dem Gedächtnis entgleiten. Erinnerung kann wie ein Märchen alles so herrlich wie nur möglich gestalten und so läßt sie denn auch bei dem Aufbruch bald nach Mitternacht von der hohen Berghütte nahe den Felsengipfeln von hellem Mondschein die Bergwelt zauberisch verklären! Rings um uns leuchtet die zarte Schönheit der fast wie gewichtlos scheinenden Felsenriffe. Tiefes Schweigen. Nur dann und wann ein helles Klingen des Eispickels an den Stein oder ein Hinabrollen eines Steines von der Geröllhalde, auf der wir zur Scharte ansteigen; sonst feierliche Stille. Taghell leuchtet der Mond in diesen Höhen, und da Tritte und Griffe am Grat uns wohlvertraut sind, so erreichen wir kurze Zeit nach unserem Einstieg schon den Gipfel. Atemraubend ist die Schönheit des Fernblicks auf die mondbelichteten Gipfel und märchenhaft sind die wunderbaren Farben der Mondnacht hier oben. Das leuchtende tiefe Blau des Himmels, die satten Farbentöne der Felsen in der Nähe und die zarten der Gipfel in der Ferne enthüllen Gott im erhabenen Gleichnis. Unsere Seele gibt sich dieser schweigenden Schönheit hin und wüßte nicht mehr zu sagen, wieviel Zeit in Wirklichkeit verronnen ist, bis nun der Mond hinter einem Felsen untergeht. Doch kündet es jetzt die Nacht, daß sie noch Herrscherin der Stunde ist, denn nun der Mond schwand, versinken die fernen Gipfel im Dunkel, doch über uns breitet sich nun die unermeßliche Schönheit des klaren Sternenhimmels.

Und während wir uns selbst und den Stern, der unsere Heimat ist, vergessen und in diese Sternenpracht schauen, wird sie unserer Seele etwas anderes als das Bild, das unser Auge uns davon zu geben vermag. So wie die Erfahrung das Kind lehrt, die Tiefe des Raumes vor ihm allmählich richtig abzuschätzen und es nun nicht nach fernen Dingen greift, so wie der Gipfelsteiger aus der Erfahrung die Gipfel nicht vom Tale aus in der Höhenverkürzung sieht, die das Bild des Auges wiedergibt, sondern ihre wirkliche Höhe mit Hilfe der Erfahrung wahrnimmt, so sehen wir nicht den Sternenhimmel über uns als eine Fläche mit unzähligen flimmernden Lichtlein, eine Täuschung, die zu vielen religiösen Wahnlehren verführt hat! Nein, in unserer Seele steht das erhabene, heilige Wissen der Forschung, das uns diesen Sternenhimmel in seiner gewaltigen Wirklichkeit wahrnehmen läßt! Nicht umsonst kündete uns die Astronomie die unermeßlichen Entfernungen dieser nun schon unermeßliche Milliarden von Jahren gesetzmäßig kreisenden unermeßlichen Scharen der Welten! Nicht umsonst erwies uns die Forschung, daß unser Auge nur den kleinsten Teil dieser Welten wahrnehmen kann, ja, daß auch das künstliche Auge der Forschung, das Fernrohr, nur einen Teil der dem Auge schon unsichtbaren unermeßlichen Scharen der Welten wahrnimmt. Nicht umsonst kündete uns die Wissenschaft, daß unter ihnen Sterne sind, deren Licht 12 Millionen Jahre Zeit braucht, um zu unserem Stern zu gelangen und dies, obwohl das Licht in jedem einzelnen dieser 12 Millionen Jahre 9½ Billionen Kilometer zurücklegt! Sind auch solche Entfernungen unvorstellbar für uns ,so befruchtet doch diese Erfahrung der Wissenschaft die Art unseres Schauens. Nun sieht unsere Seele alle diese Sterne von unermeßlichen Entfernungen untereinander getrennt, Tiefenwahrnehmung dieses Weltalls der Sterne ist uns durch das Wissen der Forschung geschenkt worden. Ja, wir sehen sie in ihren schier unfaßlichen Größenmaßen. Ist doch der Stern, auf

dem wir leben, einer der winzigsten all dieser kreisenden Welten und können wir doch den von der Forschung gemeldeten Ausdehnungen einzelner dieser Gestirne kaum mit der Vorstellung folgen. Erschütternd in ihrer unermeßlichen Beherrschung von Raum und Zeit ist diese Welt der Sterne, wenn wir sie so sehen. Ein erhabenes Gottgleichnis in seiner vollendeten Gesetzmäßigkeit in seiner Unerbittlichkeit der Gesetze, die dieses Sternenheer im Sein erhalten! Wie schwindet vor dieser unermeßlichen Welt der Wirklichkeit der kümmerliche Wahn, den Menschenunkenntnis schuf, daß ein Gott auf einer Fläche, dem Himmelszelte, Lichtlein angezündet habe und über diesem Zelte säße, um das Menschenschicksal zu lenken. Wie schwindet auch der durch die Wahrnehmung des Auges vorgetäuschte Wahn, als seien die Fixsterne, die für das Auge nah aneinander zu liegen scheinen, in Wirklichkeit zusammengehörig, aus dem sich dann der zweite Okkultwahn ableitete, es könnten diese vom Auge vorgetäuschten Bilder am Schicksal der Menschen gestalten und mitbestimmen!

Doch noch näher zum Göttlichen hin führt uns das Wissen. Diese Gestirne gleichen einander nicht. Aber nicht nur nach Art der Größen sind sie verschieden, nein, ganz so wie wir auf unserem Sterne noch das Werden des Menschen aus einfachsten, ersten Lebewesen vor uns sehen, da alle Stufen des Werdens der Arten noch heute erhalten sind, so sehen wir auch am Sternenhimmel Werdestufen. Der Astronom schildert uns Sternnebel, die wie jener Urnebel der Schöpfung noch keine verdichteten Kerne aufweisen und weiß von anderen, die viele verdichteten Kerne zeigen, die sich aber noch nicht zu kreisenden Sonnen absonderten. Aber auch noch weitere Stufen des Wandels kündet die Forschung. Sie zeigt uns kreisende Sonnensysteme und meldet uns von Riesensonnen, auf denen 12 000 Grad Hitze herrscht und deshalb noch keine Mannigfaltigkeit der Elemente zu finden ist, weißglühendes Helium- und Wasserstoffgas bergen sie allein. Dann erblickt die Forschung wieder andere Sterne, auf denen die Temperatur bis zur Hälfte, also auf 6000 Grad Hitze herabgesunken ist und der Forscher eine ganze Reihe von auf unserer Erde vorhandenen Elementen nachweist. Glühende Gase der Metalle, die sich dort finden, verdichten sich da, wo sie mit den 270 Kältegraden des Weltenraumes zusammenkommen, schon zu Dämpfen, die in die Glut zurücksinken und wieder zu Gas werden. Auf anderen Sternen verdichten sich die Metalldämpfe in Berührung mit der Kälte des Weltenraumes zu Flüssigkeit und ein flüssiger glühender Metallregen fällt dann in das glühende Gas zurück. Noch weiteren Wandel zeigen da und dort unter den Milliarden von Gestirnen einige derselben. Sie zeigen feste Stoffe, zeigen eine erstarrte Kruste, ganz wie unser Heimatstern, die Erde. Einige sind ihr noch mehr verwandt, die Kruste überdeckt sie allseitig, sie strahlen kein Licht mehr aus, sie leuchten unserem Auge nur, weil sie beleuchtet sind. Unter ihnen sind solche, die schon kochendes Wasser auf ihrer Oberfläche erhalten könnten, ohne daß es sofort wieder verdunsten würde, sie sind schon fähig, ein Wassermeer zu erhalten. Einige ganz seltene unter all diesen Milliarden zeigen, wie die Erde, eine Luftschicht, - und unsere Erde?

Dieser winzige, so unscheinbare Stern unter all diesen Riesen kann Leben auf sich werden lassen und erhalten! Wie? Sollte da nicht dies Können, Leben

zu tragen und zu erhalten, der Sinn all dieses Milliarden von Jahren währenden Wandels sein? Wie oft habe ich so gesonnen, und immer wieder hat die Unvollkommenheit, ja die Verkommenheit so vieler Menschen solche Annahme wieder verwerfen lassen, als sei die Bewohnbarkeit unseres Heimatsternes das Ziel all der Wandlung gewesen und der Mensch wieder das einzige bewußte Lebewesen auf diesem Sterne, das Ziel der ganzen nachgewiesenen Entwicklung vom Einzeller aus.

Sie wissen, daß ich seit 17 Jahren es erkannte und erweisen konnte, daß auch der Wandel der Sterne, den die Forschung uns beweist, ganz wie die Entwicklung der Einzelwesen vom ersten Kristall an der sinnvolle Aufstieg zu einem Ziele: dem Werden der bewußten Lebewesen war. Und wenn wir nun hier auf diesen Felsenhöhen den unermeßlichen Sternenhimmel, so wie ihn uns die Forschung erwiesen hat, in seiner gewaltigen Wirklichkeit vor uns sehen, so gedenken wir auch der erhabenen Vollkommenheit, in der solches alles durch die Enthüllung göttlichen Willens, der sich dann in der Erscheinung als Kraft äußert, geworden ist. In der „Schöpfungsgeschichte", die ich schrieb, enthüllte ich diese Wunder, nicht aber eine Meinung eines einzelnen Menschen. Nein, das Ergebnis der Forschung vereint mit dem Ergebnis der seelischen Erlebniskraft des Menschen hat es erwiesen, daß dies ganze Werden vom ersten Urnebel an ein sinnvoller Aufstieg, eine sinnvolle Erfüllung des Zieles war, Bewußtsein des Göttlichen in einem Weltall der Erscheinung werden zu lassen. Ein Gottgleichnis von erschütternder Allgewalt ward uns so das Weltall der Gestirne über uns und wir messen all unser Leben und Handeln an solchem Ziel der Schöpfung und an dem Werden des ersten Zieles, in Milliarden Jahren dem Werden eines bewohnbaren Sternes, unserer Heimaterde. Und nun begreifen wir es auch, weshalb denn gerade die Felsen und das Meer in ihrer Erhabenheit uns ein so besonders erschütterndes Gleichnis des Göttlichen sind, sind sie doch die Zeugen jener unermeßlichen Zeiträume, in denen die Erde die Sonne umkreiste und sich still bereitete, fähig zu werden, Leben auf sich werden zu lassen und Leben zu erhalten.

Ewigkeiten, so dünkt es uns, sind vergangen, in denen wir den Sternenhimmel so erschauten, wie ihn Wissenschaft und vor allem wie die Gotterkenntnis des Werkes „Schöpfungsgeschichte" ihn erschauen läßt. Und doch ist nach unserer Zeit kaum eine flüchtige Stunde hier auf dem Felsengipfel verstrichen, seit der Mond uns verließ und die nächtliche Sternenpracht über uns aufklarte. Nun verblaßt die Pracht unter dem Dämmern des Morgens. Dann hebt ein fernes Leuchten an, feierlich grüßt das Sonnenlicht da und dort die höchsten Gipfel und nun sind wir Zeugen des lebensbejahendsten, schönheittrunkenen Gleichnisses Gottes! Der Sonnenaufgang auf Bergesgipfeln wird Wirklichkeit und läßt uns den ganzen göttlichen Reichtum unserer Wachheit erfahren. Ehe die Sonne den Firnschnee zu sehr überglutet, steigen wir dann hinab zu den uns fast traulich erscheinenden Wohnstätten der Bergpflanzen, weiter hinab zu blühenden Almen, weiter hinab zu Tal - und zu den Menschen. Nicht nur zu ihren edlen Taten, Worten und unsterblichen Werken, die wahrhaft erschütternde Gottgleichnisse sind, nein, auch hinab zu all ihrer Unvollkommenheit, ja, Verkommenheit, zu ihren Verbrechen, die das Leben mit Unheil überschatten und auch zu all den un-

vermeidlichen Leiden und Qualen, die ein bewußtes Leben durch unerbittliche Naturgesetze begleiten, müssen wir zurückkehren. Es wird uns bewußt, daß jedes Menschengeschlecht, das geboren wird, außer den Pflichten des Daseinskampfes für Sippe und Volk vor allem mit der Verantwortung belastet ist, als Antwort auf allen göttlichen Reichtum, den das Leben birgt, den heiligen Kampf aufzunehmen gegen die Auswirkungen der notwendigen Unvollkommenheit der Menschen, den heiligen Kampf gegen das Schlechte und für das Gute, den unsere Ahnen in ihrem Mythos schon als ihre Lebensaufgabe erkannten. Das Unheil der Unvollkommenheit auf ein Mindestmaß herabzudrängen, das ist das Amt jedes gottwachen Geschlechtes. Zu ihm aber gesellt sich für Sie noch ein unermeßliches Maß der Verantwortung hinzu, die gewonnene Erkenntnis anderen so zu übermitteln, wie sie allein wirksam übermittelt wird, nämlich im vollen Einklang der eigenen Lebensgestaltung mit dieser Erkenntnis. Ja, ehe wir wieder auseinandergehen, möchte ich Ihnen bewußt machen, daß nicht die Feinde der Wahrheit je etwas über die Wahrheit vermochten. Wollten sie sie mit Gewalt unterdrücken, so schufen sie nur Auslese unter der Schar der Bekennenden, die Unwürdigen verrieten die Erkenntnis, die Würdigen aber wuchsen an Gottkraft. Nur die Menschen, die sich zu einer Wahrheit bekennen, haben das heilige Vorrecht, ihre Verbreitung hemmen oder fördern zu können. Sie hemmen sie, wenn die Umwelt nicht die Gottkräfte der Wahrheit erkennen kann an der Reinheit und Gottnähe ihres Tuns. Nicht daß Zehntausende sich von dem Inhalt meiner Werke überzeugt haben, gibt einen Anhalt für den Erfolg. Kultur zählt nicht, Kultur kann auch durch Einzelne in kommenden Jahrhunderten übermittelt werden! Kultur wägt den Wert des Einzelnen, der sie vertritt. So mögen Sie denn in den Augen der Kultur gewichtig werden, um wertvoll für die Kultur und das unsterbliche Volk zu sein."

Wenn auch die hier gelesenen Sätze die gleichen sind, die Frau Dr. Ludendorff sprach, so ist im Druck die Meisterschaft, mit der die Worte gesprochen wurden, nicht wiederzugeben. Besonders in jenem Augenblick gesprochen, waren diese Ausführungen tief ergreifend und sie gehören zu den schönsten, die wir von der Schöpferin Deutscher Gotterkenntnis jemals gehört haben. Tiefe Stille herrschte im Saal und bezeugte die starke Ergriffenheit der Zuhörer. In Erinnerung an diese Augenblicke und die wunderbaren Musikvorträge, wird es jedem zum Bewußtsein kommen, wir richtig es war, daß jede Beifallskundgebung untersagt wurde. Wie störend, ja das Miterleben mordend hätten hier irgendwelche Kundgebungen wirken müssen. - Dann erklang nochmals das herrliche Spiel von Frau Frieda Stahl und durch die erhabene Musik Schuberts vertiefte sich das soeben durch Frau Dr. Mathilde Ludendorff übermittelte Erleben zu einem unvergeßlichen Eindruck. In ehrerbietigem Schweigen erhoben sich die Deutschen, als die große Deutsche Frau den Saal verließ.

„Es kündet unsere Erkenntnis: Weit fürwahr sind das Gebiet des Gotterlebens der Menschenseele und auch sein Gleichnis in der Kultur. Jede einzelne Seele erlebt das Göttliche trotz aller Verwandtheit des Blutes in einer niemals wiederkehrenden Eigenart. Heilig ist sie uns, unantastbar jedweder Vorschrift. Sie ist uns köstliches Gut und schenkt der Kultur die Mannigfaltigkeit in Wirken und Werk, die sie Vollender der Schöpfung dann werden läßt."

Mathilde Ludendorff: „Das Gottlied der Völker".

Eine Klarstellung

In der Zeitschrift „Deutsche Justiz" Nr. 34 vom 27. 8. 1937 Seite 1328 erschien nachstehende Besprechung von Oberstaatsanwalt Ebert über die Schrift: „Glaubensstrafrecht oder Seelenschutz", von Landgerichtsrat Prothmann, welche in unserem Verlage erschienen ist:

„Der Verfasser gliedert seine Ausführungen in drei Teile: Geschichte der Religionsvergehen; Gegenstand, Zweck und Mittel des strafrechtlichen Schutzes; deutsche Rechtsgestaltung, insbesondere Seelenschutz. Der Zweck des Buches ist darzutun, daß in einem Strafgesetz jeder Schutz religiöser Überzeugung oder Einrichtungen unangebracht sei. Als Grundlage für seine Untersuchungen stellt der Verfasser eingehendes Material über strafrechtliche Religionsvergehen im Laufe der deutschen Geschichte zusammen, ausgehend davon, daß germanisches Recht im wesentlichen solchen Strafschutz nicht gekannt habe. Der Verfasser beschäftigt sich mit den neuesten Vorschlägen der nationalsozialistischen Rechtserneuerung, wie sie im amtlichen Strafrechtsentwurf und in der Literatur hierzu, ferner in den Leitsätzen des Reichsrechtsamts der NSDAP. usw. niedergelegt sind.

Die Würdigung des zusammengetragenen Materials und die Forderungen für die Gesetzgebung sind von den Gedankengängen bestimmt, die vom Hause Ludendorff, insbesondere von den Schriften der Frau Dr. Mathilde Ludendorff, ausgehen. Es ist hier nicht der Ort, über die Folgerichtigkeit der Ausführungen des Verfassers Erörterungen anzustellen. Erstaunlich sind die Darlegungen, mit denen der Verfasser zu begründen sucht, daß auf strafrechtlichem Gebiet das Verbot der Beschimpfung der religiösen Überzeugung eines anderen nicht deutschem Wesen entspreche. Der Verfasser glaubt nämlich, als er das Ergebnis zieht, bewiesen zu haben, daß das religiöse Empfinden nicht Bestandteil der Ehre eines deutschen Menschen sei.

Wer die Gedankengänge eines Anhängers der Erkenntnis des Hauses Ludendorff zu der Frage des strafrechtlichen Schutzes auf religiösem Gebiet in sich geschlossen kennen lernen will, wird die Schrift mit Interesse lesen."

Dazu schreibt uns der Verfasser:

Es ist wünschenswert und sollte Pflicht sein, daß über die in Frage gestellte Folgerichtigkeit von Ausführungen, die geeignet sind, ein Gesetzgebungwerk zu beeinflussen, Erörterungen angestellt werden. Hoffentlich wird es an einem anderen Orte nachgeholt, wenn der für eine Besprechung zur Verfügung gestellte Raum zu klein war.

Erstaunlich ist der mit „Erstaunlich" beginnende Satz. Er ist weder in dieser Fassung, noch dem Sinne nach in dem besprochenen Buch enthalten. In diesem wird dargelegt (S. 141 ff.), daß Beschimpfung „eines anderen" oder der seiner Pflicht- und Sinnerfüllung dienenden Mittel und Wege der höchste Grad der Beleidigung ist. Ihr Verbot entspricht also Deutschem Wesen; denn es ist Ehrenschutz. Es ist zugleich gesagt (S. 146 ff.), daß der Begriff des Beschimpfens im christlichen Sinne, wie er in Schrifttum und Rechtsprechung zu § 166 StGB. aufgefaßt und gebraucht wird, als Wertbegriff seinen Wertmaßstab nicht in der Ehre, sondern ausschließlich in der Bibel hat. Beschimpfen sei „mehr" als beleidigen, die Bibel stehe höher als die Ehre, die „Offenbarung" habe den Vorrang vor der vernunftbedingten Erkenntnis der Wahrheit, ist die artfremde Rechtsansicht. In welchem Sinne - im Deutschen oder christlichen - der Begriff der Beschimpfung gebraucht worden ist, läßt die Besprechung nicht erkennen.

In dem Buche ist weiter gesagt (S. 141, 144 f.), daß der Begriff des Beschimpfens dort fehl am Platze ist, wo der „beschimpfte" Gegenstand nicht in einer Bewußtseins- und Willensbeziehung zu einem Menschen steht. Wer ein ihm Schaden bringendes Naturereignis „beschimpft", „zeigt Mangel an Ein-

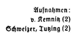
Der 60. Geburttag
Frau Dr. Mathilde Ludendorffs

Am 3. Oktober 1937 waren mehr als tausend Deutsche Volksgeschwister aus allen Teilen des Reiches nach Tutzing gekommen um der Schöpferin der Deutschen Gotterkenntnis persönlich die Glückwünsche zu ihrem 60. Geburttag überbringen zu können. Frau Dr. Ludendorff begrüßte jeden Einzelnen der Teilnehmer, an die sich anschließend der Feldherr mit einer kurzen Ansprache wandte. Eine eindrucksvolle Feier im „Vier-Jahreszeiten"-Saal in München beschloß würdig diesen Tag, der für alle Teilnehmer zu einem Erlebnis geworden war.









Aufnahmen:
v. Kemnitz (2)
Schweizer, Tutzing (2)



Alm im Karwendel — Heinrich Gasteiger

Noch einmal ein flüchtiger Wandergesell —
Wie sagen die schäumenden Bäche so hell,
wie leuchtet der Schnee an den Wänden so grell.

Hier oben mischet der himmlische Schenk
aus Norden und Süden der Lüfte Getränk,
ich schlürf' es und werde der Jugend gedenk.

O Atem der Berge, beglückender Hauch!
Ihr blutigen Rosen am hangenden Strauch,
ihr Hütten mit bläulich gekräuseltem Rauch —

Den eben noch schleiernde Nebel verwebt,
der Himmel, er öffnet sich innig und lebt,
wie ruhig der Aar in dem strahlenden schwebt!

Und mein Herz, das er trägt in befiederter Brust,
es wird sich der göttlichen Nähe bewußt,
es freut sich des Himmels und zittert vor Lust —

Ich sehe dich, Jäger, ich seh dich genau,
den Felsen umschleichest du grau auf dem Grau,
jetzt richtest empor du das Rohr in das Blau —

Zu Tale zu steigen, das wäre mir Schmerz —
Entsende, du Schütze, entsende das Erz!
Jetzt bin ich ein Seliger! Triff mich ins Herz!

Conrad Ferdinand Meyer

sicht oder Schwäche des Willens, der Einsicht gemäß zu handeln, und macht sich lächerlich". Das gilt nicht weniger von dem, der eine religiöse Lehre, losgelöst von den Menschen, die sich zu ihr bekennen, „beschimpft". Ein Schutzbedürfnis besteht in solchem Falle nicht. Das gilt nicht nur von untergegangenen Religionen, sondern von großen Teilen der christlichen Lehre, die dem Deutschen Volke, dessen religiöses Empfinden ja nach dem Bericht der Strafrechtskommission geschützt werden soll, nicht bekannt sind, die aber trotzdem den „Wesenskern" der christlichen Lehre ausmachen, z. B. die biblischen Mordbefehle (S. 7 ff.) und ihre Ausführung in der Deutschen Geschichte (S. 20-30, 148 f.), sowie die Stellen der Bibel, die auf S. 16 wiedergegeben sind. Eine etwaige „Beschimpfung" trifft also nicht das Deutsche Volk und seine religiöse Überzeugung, sondern höchstens die eingeweihten Juden und Priester. Trotzdem meint der Christ sich in seinem religiösen Empfinden oder in seiner religiösen Überzeugung „beschimpft", weil ihm nicht die Ehre, sondern die Bibel der Maßstab des „Beschimpfens" ist. Jede Kritik der Bibel ist „Beschimpfen". Der Hinweis, daß etwas, das Deutsche Abwehr und Verachtung verdient, nicht zur Glaubensüberzeugung eines Deutschen Menschen gehört, daß aber an der neuen Erkenntnis die bisherige Glaubensüberzeugung nachgeprüft werden müßte, ist „Beschimpfung der religiösen Überzeugung eines anderen". Hier zeigt sich die Umkehrung alles gesunden und artgemäßen Denkens, Urteilens und Wollens durch das Christentum. Die Besprechung unterscheidet nicht die „Beschimpfung der religiösen Überzeugung eines anderen" von der „Beschimpfung" - muß heißen: Kritik - einer Glaubenslehre und Teilen davon, die nicht zur „religiösen Überzeugung eines anderen", nämlich eines Gliedes des Deutschen Volkes gehören, sondern nur zu der der überstaatlichen Priesterschaft, die sich der Suggestion von der Heiligkeit und Wahrheit alles dessen, was in der Bibel steht, auch wenn es unbekannt ist, bedienen.

Die Besprechung übersieht ferner, daß eine religiöse Überzeugung und ein Heiliggefühl entweder zu der Idee der Ehre im Widerspruch steht oder sich mit ihr deckt (S. 160), so daß es auch aus diesem Grunde eines besonderen Schutzes nicht bedarf. Er darf entweder vom Standpunkt der Ehre nicht gewährt werden, oder der Ehrenschutz genügt.

Schließlich bringt die Besprechung in dem dann folgenden Satz die negative Erkenntnis, daß das religiöse Empfinden - in dem Buche (S. 136 f.) ist in diesem Zusammenhange schärfer betont von Glaubensvorstellung und religiöser Überzeugung die Rede - nicht Bestandteil der Ehre eines Deutschen Menschen sei, verschweigt aber die bejahende, abgrenzende und klarstellende Erkenntnis, daß das überzeugungtreue Handeln, auch das religiös bestimmte, das mit dem Deutschen Sittengesetz im Einklang steht, die Ehre eines Deutschen Menschen ausmacht und auch für den Christen geschützt sein soll. Empfinden, Überzeugungen, Fähigkeiten und Kenntnisse haben keinen Wert, wenn sie nicht für das Gemeinschaftleben und im Dienste der Gotterhaltung im Volke durch Leistung und heroische Lebensführung eingesetzt und nutzbar gemacht werden. Wo kein Wert ist, kann auch keine Ehre werden; die Lebensgestaltung gibt erst einer religiösen Überzeugung Ehre schaffenden Wert. Durch Wiedergabe verneinender

Erkenntnisse unter Verschweigen der bejahenden, besonders wenn sie als „Ergebnis" einer wissenschaftlichen Untersuchung hingestellt werden, müssen der Verfasser und seine Arbeit dem Leser der Besprechung in einer die Wahrheit verdunkelnden Blickrichtung erscheinen.

Es stecken viele „Ergebnisse" in der Arbeit. Eins von ihnen ist (S. 153 f.) so ausgedrückt:

„Jahweh und die Bibel einerseits und die Ehre andererseits sind Wertmaßstäbe. Sie durch Rechtsbegriffe mit einander zu vermischen, ist Ausdruck eines Bruchs in der Deutschen Seele, wie die Deutsche Geschichte ihn in den letzten 15 Jahrhunderten bis in unsere Tage gezeigt hat. Dieser seelische Bruch geht durch das Deutsche Volk; er geht aber auch durch jeden Deutschen hindurch, der sich nicht völlig vom Christentum gelöst oder sein Deutschtum abgestreift hat und nur Christ geworden ist, der sich nicht entweder zu einem artgemäßen Deutschen Gottglauben oder zum Jesuitismus durchgerungen hat."

Die Anerkennung der Schwierigkeit einer kurzen, aber treffsicheren Besprechung kann nicht hindern, darauf hinzuweisen, daß die Besprechung das letztgenannte „Ergebnis" gründlich übersehen hat. Prothmann.

„Priestervergötzung und Volksgemeinschaft"

Romkirchliche Archive plaudern aus.

Von Andreas Thiel. Ludendorffs Verlag, München, 88 Seiten mit Quellenverzeichnis, Preis 1.20 RM., Auslieferung erfolgt in etwa 8 Tagen.

„Verhimmelung der Geistlichen? Sie meinen, wir hätten die Geistlichen verhimmelt. Da kennen Sie uns sehr schlecht. Und wenn schon, so wäre es immer noch besser, sie zu verhimmeln als zu verteufeln. - Wenn wir von dem jungen Priester schrieben, der sein Amt in solcher Armut antrat und diese Armut gerne auf sich nahm, dann sollte damit gar nicht gesagt sein, daß alle Geistlichen zeitlebens in solcher Armut leben, oder auch daß wir von ihnen diese Armut verlangen. So blind bzw. zelotisch sind wir durchaus nicht. Der Pfarrer einer großen Pfarrei z. B. braucht mehr Räume, Möbel und Mittel, und im übrigen läßt das Christentum Spielraum für verschiedene Arten der Lebensführung. Von einem alten Philosophen, der arm lebte wie ein Bettler, wird gesagt, durch alle Löcher seines schäbigen Mantels habe der Hochmut gepfiffen. Die äußeren Lebensumstände machen noch den Christen nicht, auch nicht den Geistlichen. Was wir aber sagen, ist - und das ist das Entscheidende - daß wir von fast allen Geistlichen die Überzeugung haben, daß sie ihr Amt auf sich genommen hätten, auch wenn sie es in solcher Armut hätten tun müssen, wie jener junge Priester. Außerdem leben ja viele Geistliche bei uns und in anderen Ländern, in den Missionen, in nicht viel ‚reicheren' Verhältnissen." - So versucht das „Katholische Kirchenblatt", Berlin, vom 26. 9. 1937 die Vergötzung der Priesterhierarchie durch katholische Kirchenlehren abzuschwächen und zu verharmlosen - vergeblich! Die Schrift von Thiel stellt das Berliner Papstblatt richtig, indem sie eine überreiche Auswahl von Auszügen aus allerlei kanonischen Büchern bringt. Thiel schlägt also den Gegner mit dessen eigenen Waffen, was ihm um so leichter fällt, als er selbst römisch-katholischer Priester und Theologe gewesen ist und das sogenannte „kanonische Recht", die Grundlage des priesterlichen Staates im völkischen Staat einwandfrei beherrscht.

„Der Priester hat Gewalt über die Natur. Er verwandelt Brot und Wein in den allerheiligsten Leib und in das heilige Blut Christi. Er hat Gewalt über die Gewissen: er absolviert von Sünden. Er hat Gewalt über Gott selbst, bringt ihn in sakramentale Gegenwart, trägt ihn, wohin er will. Gott folgt ihm."

Ist das keine Priestervergötzung? Die Schrift von Thiel bringt zahllose ähnliche Beispiele wie dieses aus der Predigt des Franziskaners Hermengild Wäldele in Oberkirch (Baden) vom 6. 7. 1924. Sie beweist, daß Priestervergötzung einen der Ecksteine der römischen Zwingburg bildet, und erschüttert mit diesem Aufzeigen der Suggereure den ganzen Bau der priesterlichen Suggestionen. Sie beweist, daß eine derartige Vergötzung ihren Ursprung im induzierten Irresein der gläubigen Massen und der Suggereure selbst hat, und stellt dem römischen Priesterzwangsstaat die auf Deutscher Gotterkenntnis ruhende freie und organisch lebendige Volksgemeinschaft gegenüber.

Jeder freie Deutsche muß diese gute und scharfe Waffe im Kampf gegen Rom besitzen.

H. Rehwaldt.

Der Bauer und Jahweh

Von H. Kampff

Unter Bauer wollen wir den Menschen verstehen, der mit der Bebauung des Ackers im ursächlichen Zusammenhang steht.

Jahweh ist der persönliche Gott der Christen, entstanden aus dem alten Testament der Juden und dem neuen Testament des Juden Jesus, der das alte Testament „erfüllen" wollte. Dieser Gott ist seinem Rasseursprung gemäß ein Interessentengott. Wer sich etwas Gutes wünscht, oder seinem Nachbarn etwas Schlechtes - das soll auch vorkommen -, betet zu diesem Gott um Erfüllung seiner Wünsche.

Nehmen wir ein Beispiel aus dem alltäglichen Leben, das der gestellten Aufgabe enspricht und die christliche Sinnesart des Bauern zeigt:

Es waren zwei Bauern. Der eine Bauer mit leichtem Boden bittet seinen Gott um Regen, der so notwendig für das Wachstum seines Getreides und seiner Hackfrüchte ist, denn sein Heu hat er schon eingefahren. Der Nachbar-Bauer aber bittet noch um Sonnenschein, er möchte noch sein wertvolles Heu einfahren, und das Getreide und die Hackfrüchte werden bei seinem guten Boden schon noch durchhalten. Es sind beide so fromme Christen und beide haben die gleichen Verdienste um ihren Gott und - ihre Kirche. Dazu liegen die Schläge in Gemengelage, so daß selbst bei größter Kunst und Allmacht der liebe Herrgott oder in seiner Vertretung Petrus die Wolken nicht so schieben kann, daß beiden Bauern geholfen wäre. Ja, das sind nun einmal die Leiden des persönlichen Gottes, der alle Geschehnisse dieser Welt höchstpersönlich lenkt und leitet, „ohne dessen Willen kein Spatz vom Dache fällt". Aber der Regen kommt nicht. Er bleibt auch länger aus, als dem Bauer mit dem guten Boden lieb ist. Auch er bittet jetzt um Regen, doch vergeblich ...

Da läuft der Bauer in seiner Verzweiflung hin zu dem für ihn zuständigen Vertreter seines Gottes hier auf Erden und klagt ihm sein Leid: Die Winterung ist ausgewintert, die Sommerung ist vertrocknet, die Weiden sind ausgebrannt, das Vieh verhungert. Warum läßt der Herrgott nicht regnen?!

Und da sagt der für ihn zuständige Vertreter Gottes auf Erden ihm: Mein Sohn, versündige dich nicht an deinem Herrgott! Der Herrgott könnte zu jeder Zeit regnen lassen. Aber er muß dieses Volk strafen, damit es hungere. Es ist ein Volk von Ketzern, das sich gegen die Allmacht seines Gottes auflehnt und der Kirche verweigert, was ihr zusteht. (Ob hiermit das Weigern des weltlichen Armes, oder die Zahlungunwilligkeit der Gläubigen gemeint ist, bleibt dahingestellt.) „Gottes Wege sind unerforschlich", steht in der Bibel geschrieben. Aber seine Vertreter hier auf Erden kennen die Wege vorzüglich und geben den Taten und Unterlassungen ihres Gottes ihre Deutung als Balsam für die gequälte Seele in echt christlicher Liebe.

Der Bauer ist nun „aufgeklärt" durch den für ihn zuständigen Vertreter seines Gottes auf Erden. Er weiß nun, was da oben gespielt wird, und daß er auch von diesem Schicksal betroffen wird - ja, dieser Gedanke verwirrt ihn so in

seinem Empfinden, daß er es sofort aufgibt, weiter zu denken. Denn Denken hieße hier Kritik üben am Willen Gottes. Gelähmt in seinem Willen, legt er die Hände in den Schoß, denn jegliches Tun und Handeln ist zwecklos. Zu anderen Schlußfolgerungen ist ihm der Verstand verrammelt.

Hat der christliche Gott nun aber in allem seinen unbeschränkten Willen, wie soll es da andererseits einem einzelnen, schwachen Menschen, wie z. B. dem Bauern im angeführten Beispiel, dem die augenblickliche Handlung seines Gottes, weil er die Sonne zu sehr brennen ließ, nicht behagte, wie soll es einem einzelnen, schwachen Menschen möglich sein und zugestanden werden, daß er durch einige Worte oft ganz törichter Art den Willen seines allmächtigen Gottes grundsätzlich zu ändern vermag. Jahweh ist allmächtig in seinem Willen und - läßt sich bestechen. Hier klafft ein gewaltiger Widerspruch auf in der christlichen Lehre, die den Gläubigen bei ihrer Gewöhnung von Jugend an freilich gar nicht mehr zum Bewußtsein kommt. Dieser liebevolle kleine - na, sagen wir mal - „Trick" wird sicher so manchem wissenden Pfaffen ein allerliebstes Schmunzeln abgenötigt haben, denn seine Allmacht wurde hierdurch stabilisiert.

Wie beeinflußt nun die Lehre von der Allmächtigkeit des persönlichen Gottes den Alltag des Bauern?

Denken wir uns in die Sinnesart des Bauern hinein und betrachten wir seine Arbeit, die sein bester Teil ist. Der Bauer ist schollengebunden. Sein Wirken kreist um Saat und Ernte. Was seinem Acker gut, ist ihm gut. Was seinem Acker böse, ist ihm böse. Und er ist so sehr mit dem Boden verbunden, der Boden ist so sehr der beherrschende Grundstoff seines Lebens, daß er diese Begriffe „von Gut und Böse für seinen Boden" auch auf seine anderen Lebensverhältnisse als selbstverständlich überträgt. Vieles Mißverstehen am Bauern und eine falsche Bauernpolitik beruht auf dem Nichtverstehenkönnen dieser notwendigen bäurischen Sinnesart, die ein schier unzerbrechliches Erbe echten, heidnisch-germanischen Bauerntums ist, das selbst ein tausendjähriger christlicher Terror nicht hat zerstören können.

„Ha!" sagt man, „siehst du, der Bauer ist der reine Materialist! Du schilderst ihn ja selbst so!"

Nein! Wäre der Bauer Materialist - er hätte schon längst Haus und Hof freiwillig verlassen und müßte nicht mit Gewalt daraus vertrieben werden. Selbst wenn der Bauer dann und wann zum reinen Materialismus neigt, so kann man gerade ihm kaum einen Vorwurf daraus machen, denn durch die hochkapitalistische Entwicklung der letzten Jahrhunderte sind seine großen Lehrmeister der Staat und die Kirche gewesen, die ihn beide weidlich ausgeplündert haben.

Materialismus und Idealismus sind Auffspaltungbegriffe einer Zeit, die mit dem Messer eines Chirurgen in den Wunden dieser Zeit wühlte. Der Bauer ist weder Materialist noch Idealist, er muß beides sein - vor allem aber muß er Bauer sein, der mit dem Boden ringt, um Volk und Vaterland die Grundlagen seiner Nahrungfreiheit zu schaffen. Und wenn der Bauer nach mehreren Mißernten seiner Familie und seinem Vieh die volle Nahrung entzieht, um Saatgetreide zur neuen Bestellung zu erübrigen, damit das Volk lebe, ja, dann ist er

nach Bauernart ein wahrhaftiger Idealist. Die spaltenden Begriffe einer kranken Zeit können auf ihn keine Anwendungen finden, denn er wurzelt trotz allem in einer Zeit und in einem Beruf, die Einheit und nicht Spaltung von Begriffen verlangen, genau wie der Beruf den ganzen Mann verlangt. Wucherungen aber können nur durch den Staat beschnitten werden.

Die stetig im Rhythmus der Jahreszeiten wiederkehrenden, unaufschiebbaren Arbeiten für Saat und Ernte trotz Mißwachs und Unglück haben den bäuerlichen Charakter mit seiner Schwere, seiner Geradheit und stillen Ergebenheit in die Naturgesetze, geschaffen. In diesem inneren Zwang, den der Boden gebieterisch auf den Bauern ausübt, liegt die Wiege großer Staaten. Dieser innere Zwang ist auch der natürliche Widerpol und das notwendige Gegengewicht gegen ein übermächtig werdendes oder in Zuchtlosigkeit ausartendes Freiheitgefühl. Der Bauer gibt sich selbst sein Gesetz der Arbeit, das sich nur durch Erkennen der notwendig gewordenen Verrichtungen bestimmen läßt. Hierin lag ein gut Teil des bäuerlichen Stolzes begründet. Der Bauer müßte an einer industriemäßigen Behandlung zu Grunde gehen, er zieht das ganze Volk nach sich.

Was bewirkt nun der Glaube an den persönlichen, schicksallenkenden Jahweh in einer solchen Seele?

Der Bauer richtete sich in seinen Entscheidungen aller Art nach dem Leben und seinen Bedürfnissen. Hierzu traf er frei seine Entscheidungen. Nun aber soll es der persönliche Gott sein, der alles regelt. Lähmend wirkte diese Lehre auf den Bauern und sein Tun. D a n n war Beten besser als Arbeiten, man konnte doch den Sinn des Allmächtigen zu seinem Vorteil wenden. Das Bauernvolk der Sachsen verblutete in diesem Kampf gegen den Fremdglauben. In den nächsten Jahrhunderten aber wurde jeder zum Tode verurteilt, der die Taufe verweigerte. Sollte man da nicht an den allmächtigen Gott glauben? Bauernnot, Bauernhunger, Hexenverbrennung, Ketzerverfolgungen, dazu das Heer der Gottesstreiter vollendeten die Christianisierung. Nichts hat dem Deutschen Bauern s o sehr das Genick gebrochen, als dieser Glaube an den persönlichen Gott. Der Bauer ist nun dessen Höriger geworden, von dessen Gnade er abhängt. Freies Bauerntum hatte nun seinen hohen, volkerhaltenden Sinn verloren.

Die zweite, dem Bauerntum verderbenbringende Lehre des Christentums ist die Lehre vom Jenseits. So stark diese Lehre auch den einzelnen Bauern schwächte, so traf sie doch in der Hauptsache die Geschlechterfolge, den Bestand und die notwendige ruhige Entwicklung des Bauerntums.

Das Leben und Schaffen des Bauern ist seinem Wesen nach erdgebunden, naturverwachsen, also auf das Diesseits gerichtet. Sein wachsamer, freier Sinn sah das Werden und Vergehen in der Natur. Diesem Gesetz des Vergehens war auch der Mensch unterworfen. Der germanische Mensch war nicht aus der Natur herausgenommen, sondern stand und lebte mitten in und durch die Natur in seinem Werden und Vergehen. Die Germanen kannten kein allgemeines Weiterleben nach dem Tode und das damit verbundene Wiedersehen im Jenseits. Die vielumstrittene „Walhall" ist zum mindesten ein Produkt der Verfallzeit. Früheinflüsse des Christentums auf die germanischen Stämme am

Rhein und an der Donau sind durchaus gegeben. Walhall ist eine reine Angelegenheit des in der Schlacht gefallenen Kriegers. Ein allgemeines Wiedersehen „im ewigen Leben" fällt also zum mindesten fort. „Walhall" ist nicht Dogma, sondern Dichtung: also überhaupt nicht der Mißdeutung des christlichen Himmels vergleichbar. Walhall ist ein Gleichnis der Lebensauffassung der Germanen, die im tapferen Manne die höchste Sittlichkeit sahen, wobei freilich zu bemerken ist, daß der Begriff „tapfer" sich unter christlichem Einfluß erheblich gewandelt hat.

Die scharfe Prägung des Jenseitsbegriffes und seine Anwendung auf das Leben ist ein bezeichnendes Verfallsprodukt einer Zeit, in der der einzelne Mensch durch Not aller Art sich bedrängt fühlt. Er sucht den Sinn des Lebens vergebens, und da das Leben doch irgend einen „göttlichen" Sinn haben muß, so muß dieser im Jenseits liegen.

Schwer nur war den Germanen dieser Jenseitsglaube schmackhaft zu machen. Sollten doch ihre heidnischen Vorfahren von der ewigen Seeligkeit ausgeschlossen sein. Bei der hochstehenden Ahnenkultur der Germanen wog das schwer. Die Ahnen wurden als minderwertig hingestellt und die große Vergangenheit der Sippe und des Stammes sank in ein Nichts zusammen. Kurzum: die Verbindung mit der Vergangenheit war gelöst, nun waren die Ahnen tot und mit ihnen die alten Naturgötter. Das waren die unmittelbarsten Folgen.

Erst durch den vollkommenen Bruch mit der Vergangenheit war die Versklavung des Germanen möglich geworden. Jetzt konnte er nach größter Drangsalierung hier im Leben „in die Stadt der goldnen Gassen" dort im Jenseits einziehen. Wie nun aber dahin kommen, das war „die Lebensfrage" der Jahrhunderte. Das mußte geschafft werden. Denn ewig in der Hölle schmoren - hols der Deibel! -, das ist nicht jedermanns Sache. So bemühte man sich denn zunächst wegen des „Himmels" das Gute zu tun und das Böse zu lassen. Wenn man mit diesen Begriffen von Gut und Böse und Sünde auch nichts richtiges anzufangen wußte, .. aber die alten Götter hatten ihre Kraft verloren ..., wer konnte wissen, ob nicht doch vielleicht .. vielleicht ... ein .. Jenseits ..., na, jedenfalls konnte es nichts schaden, wenn man vorsorgte!

Wie eifrig, wie selbstlos waren jetzt die Vertreter Gottes auf Erden bemüht, ihren Schutzbefohlenen einen Platz „in Abrahams Schoß" und zwar einen ganz sicheren zu besorgen! Sie dachten nur an das Seelenheil ihrer Gläubigen! Wie nur hätten sie es verhindern können, daß dieses jenseitshungrige Volk ihnen ihre Höfe, ihr Land, ihr Vieh, Geld und Gut zum Opfer brachte? Diese Gott wohlgefälligen Taten! ... der Lohn war gewiß! .. im Jenseits. So sammelte sich uralter Bauernbesitz in der toten Hand der Kirche. Reiche Pfründen hatte sie jetzt zu vergeben und sicherte sich dadurch eine willige Gefolgschaft.

Und konnte ein Gott die Sünden vergeben, so konnten es auch seine Vertreter. Nun wurden die Kassen Roms nicht mehr leer, denn jetzt war es ja ein Verdienst um die Kirche, wenn man fleißig darauflos sündigte! Die ewige Seligkeit trug man sowieso „schwarz auf weiß" in der Tasche.

Die Verkommenheit jener Zeiten ist zur Genüge bekannt.

Der Bauer war seines Hofes ledig und thronte dort oben in „ewiger Seligkeit". Im alten freien Hof aber frondeten - im günstigsten Fall - die Kinder und Enkel dieses „ewig seligen" Bauern! Zuerst kamen jetzt die Bedürfnisse für das Seelenheil, die zu erfüllen, bei dem ewig hungrigen Magen der Kirche, nicht leicht war ..., dann erst kamen die Erfordernisse für den Hof und die Sippe. Bald verluderte der Hof, die Gebäude wurden nicht mehr gepflegt, und der Bauer geriet in Schulden. Wie soll ein Bauer, dessen Gedanken schon im Jenseits wurzeln, noch täglich und stündlich den Anforderungen des Hofes und der Felder gewachsen sein. So sehr der Bauer in seinem diesseits gerichteten Sinn mit seinem Hofe verwachsen ist, beherrschen ihn erst die Jenseitsgedanken - dafür wird schon weitgehend gesorgt -, dann ist ihm die tiefe Verbindung zu seinem Hofe abgeschnitten: den Hof kann er nicht mit in das „bessere Jenseits" nehmen, .. also, was soll er damit. Da zwangsläufig auch die Verbindung zu seiner Sippe gelöst ist, so ist ihm bei seiner Besessenheit vom Seelenheil das Schicksal seiner Kinder durchaus gleichgültig. Ein Leichtes ist es dem Pfaffen, den Bauern davon zu überzeugen, daß seine sündigen Kinder sein Seelenheil gefährden.

Der Einfluß des Jenseitsgedankens hat im Mittelalter den Bauern beherrscht. Die Seelenverängstigung war ein Mittel dazu. Es war die ausgleichende Gerechtigkeit dieser schweren Erde, daß der Bauer, der hier bereits im Jenseits lebte, den Hof für seine Sippe verlor, und daß der Bauer, der mit beiden Füßen auf der Erde stand, den Hof seiner Sippe erhielt. Diese Verhältnisse dauern bis auf den heutigen Tag.

Es ist das schier Unbegreifliche in der Geschichte, zeigt aber den schwer zu brechenden Einfluß der Kirchen, daß hier kein Wandel geschafft wurde. Wenn uns auch die Forschung und Wissenschaft der letzten Jahrhunderte zu freieren Menschen gemacht hat, so wird durch die christliche Erziehung das Ergebnis aufgehoben. Die Ergebnisse sind da, die Folgerungen auf den Gebieten des Lebens hinken jahrhundertelang hinterher, - wenn es den interessierten Mächten nicht gelingt, sie überhaupt in die Vergessenheit zurücksinken zu lassen. Seit Jahrhunderten kennt die Menschheit das Wesen des Weltalls mit seinen Kräften und Bewegungen. Seit Jahrzehnten kennt man die Entstehung des Wetters. Aber noch immer leben die Christen in der „ewigen Seligkeit", und immer noch läßt der persönliche Gott die Sonne scheinen und die Wolken regnen, wann es ihm als Strafe oder Lohn gutdünkt!

Wir haben an zwei Grundlehren des Christentums, der Lehre vom persönlichen, allmächtigen Gott und vom Jenseitsglauben, die gröbsten Schäden aufgezeigt, die bei dem Bauern entstehen. Sein scharf ausgeprägter Wirklichkeitsinn, sein hohes Verantwortungsgefühl, sie sind überdeckt von jenem Nebel, der von Pfaffenhand stets ausgehen muß.

Der germanische Bauer ist dem Christentum und seiner Wirtschaft erlegen. Er ruhte in sich charakterlich-rassisch, er ruhte in seinem Hof wirtschaftlich in selbstgenügsamer Wirtschaft, frei und stolz in den Geschlechterfolgen, in buchstäblicher Unabhängigkeit.

Mit dem Augenblick, in dem der Bauer gezwungen war, auf seinem Hofe

erheblich mehr zu erzeugen, als seine Sippe zum Leben benötigte, ist der germanische Bauer gestorben. Er war in Abhängigkeit geraten und dadurch seines arteigenen Wesens beraubt.

Es ist die Tragik des geborenen Bauern, daß er sterben mußte, weil die römisch-christliche Wirtschaft mit der Kirche eng verquickt, andere, nämlich unfreie Menschen, Sklavennaturen, gebrauchte. Denn im Gefolge der christlichen Kirche kamen nicht nur die Klöster und Kirchen, sondern auch der Staat christlicher Prägung. Durch alle diese Einrichtungen entstanden bis daher nicht dagewesene Menschenansammlungen, die irgendwie ernährt werden mußten. Dazu kamen die Bauten und die Bekleidung. Die selbstgenügsame Bauernwirtschaft konnte diese Aufgaben nicht lösen.

So mußte der Zwang kommen: jeder Bauer im gewissen Umkreis einer Stadt z. B. wurde unter Androhung von Strafe angehalten, zu jedem Markttage bestimmte Lebensmittel zu einem bestimmten Preise feilzubieten.

In dieser Zwangsmaßnahme liegt mit erschütternder Klarheit der Tod, aber auch die Größe des germanischen Bauerntums und zu gleicher Zeit der Erbe aufgezeigt, nennen wir ihn den Deutschen Bauern. Er ist das Opfer des Christentums und des diesem geistigverwandten kapitalistischen Geldsystems geworden.

Der Bauer war zum Erzeuger landwirtschaftlicher Produkte geworden, der sich die fortschreitenden Erkenntnisse des Landbaus zunutze machte, um eine möglichst hohe Rente herauszuwirtschaften und die Endprodukte bestmöglichst zu verkaufen. Die Seele des Bauern drohte im ewigen Rechnen zu sterben. Doch je schwerer die Zeiten, umso mehr war er zum Rechnen gezwungen, wollte er seinen Häschern entgehen. So litten Bauerngeschlechter um Bauerngeschlechter und konnten die Zeit nicht ändern, denn ... alle standen gegen ihn, weil sie ihn nutzten. So sank er herab zum Hörigen. Jetzt verstand er auch die Knechtsreligion.

Mit dem Sinken der Macht der Kirche sinkt auch die Not des Bauern. Im Staate Friedrichs d. Gr., der den Unwert des Christentums erkannt hatte, erkannte man zuerst den Wert des Bauern und machte ihn frei, soweit man in einem christlichen Staate von Freiheit sprechen kann. Ein weiterer großer Schritt ist die Schaffung von Erbhöfen mit beschränkter Größe, die wir heute erlebten.

Freilich, die Schäden, die das Christentum dem Bauerntum gebracht hat, und noch immer bringt, sie können erst dann verschwinden, nachdem das Deutsche Volk sich vom Christentum gelöst hat. Diese Möglichkeit aber besteht jetzt, sie ist gegeben durch die Deutsche Gotterkenntnis des Hauses Ludendorff.

Wie aber wird sich diese Befreiung auswirken - auf den Bauern?

Innere Freiheit und Christentum sind zwei grundverschiedene Begriffe, wie etwa Feuer und Wasser. Das Vorhandensein des einen schließt das Vorhandensein des anderen aus. Das Christentum bindet den Menschen an ganz bestimmte Wahnvorstellungen, die dazu noch die Priester zur Erhöhung ihrer Macht oft recht umfangreich ausschmücken (z. B. das Jenseits mit Himmel, Hölle, Fegefeuer, Teufel, Engeln, himmlischen Heerscharen usw.). Mit diesen Wahnvorstellungen beschäftigen sie den Menschen von Jugend auf und lassen



Der Feldherr | Aufnahme aus dem Weltkrieg

Ludendorffs Verlag, Archiv

Der Chef des Kaiserlichen Zivilkabinetts, v. Delbrück, bat am 25. 10. 1918 gegen 12 Uhr Mitternacht um Vortrag beim Kaiser. Es wurde der Abgang Ludendorffs gefordert. Am 26. früh schrieb der Feldherr sein Abschiedsgesuch, da er wußte, daß er in seinem Streben, den Krieg weiterzuführen, keinen Rückhalt mehr beim Kaiser finden würde. Darauf wurden Generalfeldmarschall v. Hindenburg und Ludendorff zum Obersten Kriegsherrn gebeten. Ludendorff hatte gerade von der Absicht des Kaisers gehört, ihn zu entlassen. Darauf bat er um seinen Abschied, den der Kaiser ihm mit den Worten gewährte: „Sie tun recht daran, ich will mir mit der Sozialdemokratie ein neues Reich aufbauen." Der Generalfeldmarschall, der bis dahin geschwiegen hatte, sagte nun auch, daß er gehen wolle. Der Kaiser antwortete ihm, er müsse bleiben. Bei seiner Verabschiedung sagte der Feldherr zu seinen Mitarbeitern: „In 14 Tagen haben wir keinen Kaiser mehr." Diese Voraussage sollte am 9. 11. in Erfüllung gehen. Durch die Entlassung des Feldherrn aber waren die Hindernisse beseitigt, die dem Wirken der Hörigen der überstaatlichen Mächte bis dahin im Wege gestanden hatten, und triumphierend konnte schließlich der Jude Rathenau auch noch sagen: „Es ist uns noch im letzten Augenblick gelungen, alle Schuld auf Ludendorff zu werfen."



Rauh: Der heilige Franziskus — Aufnahme v. Remnitz

Das Bild, das früher in der Städt. Galerie München hing, befindet sich jetzt in der Ausstellung „Entartete Kunst".

Das „Katholische Kirchenblatt" Nr. 41 vom 10. 10. 1937 schreibt:

„Warum ist der heilige Franz von Assisi Patron der Katholischen Aktion?

Für gar manche ist vielleicht sogar diese Tatsache neu. Man kann wenigstens die und jene Veröffentlichung und Einführung in die Katholische Aktion lesen, die davon keinerlei Notiz nimmt. Und doch ist gerade die Persönlichkeit des heiligen Franz von Assisi geeignet, der Arbeit der Katholischen Aktion die Wege zu weisen und sie zu befruchten, gerade in der heutigen Zeit."

Unter Hinweis auf die in den Folgen 8, 10, 12 (1937) gebrachten und damit im Zusammenhang stehenden Lügen des päpstlichen Blattes „Osservatore Romano" muß man sagen, dieser „Patron" ist am richtigen Ort aufgehängt. Für seine Schutzbefohlenen gilt indessen das Sprichwort: „Wie der Herr, so 's Gescherr!"

irgendwelche anderen Vorstellungen gar nicht aufkommen. So wird der Geist in ganz bestimmter Weise dressiert. Daß in einem so bearbeiteten Gehirn kein Platz mehr ist für unvoreingenommene Denkweise, ist klar. Die so erzogenen Menschen können nur in ganz bestimmten, engen Formen denken, sie sehen die Welt sozusagen durch eine Schießscharte. Urteilskraft ist nicht vorhanden.

Entgegengesetzt der Mensch der inneren Freiheit. Offenen Sinnes nimmt er die Eindrücke aller Art in sich auf und sichtet sie vermöge seiner selbständigen Urteilskraft. Nur durch das Abstreifen des Christentums kann diese Freiheit wieder gewonnen werden. Das geht nicht in kurzer Zeit. Das muß gelebt werden. Wer aber diese Freiheit sich erkämpft hat, der spürt die ungeheuren Kräfte, die frei werden für das tätige Leben.

Gerade der Bauer ist, wie vielleicht noch der Soldat, abhängig von der inneren Freiheit, weil nur ein unvoreingenommener Sinn den vielfachen Bedürfnissen der Wirtschaft Rechnung tragen kann. Nach freiem Ermessen, der Lage nach, wie der Soldat, muß er seine Entschlüsse fassen und sie durchführen. Die ganze Arbeit des Bauern - und sein Leben ist Arbeit - bekommt ein anderes Gesicht. Das Unfreie - man möchte sagen, Hörige -, was dem Bauern so sehr anhaftet, verschwindet.

Jetzt hat er - der Bauer - wieder die volle Verantwortung für den Hof, die er sich von keinem persönlichen Gott wieder abnehmen lassen wird. Das Wetter macht nun nicht mehr Jahweh, um die Bauern zu prüfen oder zu segnen oder zu strafen, das Wetter ist nun auf seine natürlichen Quellen zurückgeführt.

Frei vom Jenseitswahn steht er wieder mit beiden Füßen auf der Erde. Diesseits gerichtet ist wieder sein Blick. Er gehört wieder seiner Sippe und hoffentlich endlich einmal ganz seinem Volke.

Vollkommen der Erde entfremdet, wie es nur bei einem Städter möglich war, ist der Bauer nie gewesen, weil seine tägliche Arbeit ihn an die Erde fesselte. Er ist immer ein Muß-Christ gewesen. Viele Geschlechterfolgen seiner Art haben sich taufen lassen mit den Gedanken, „was hilft's, sonst bringt man mich doch um. Ich bleibe deswegen doch, was ich war, ein guter Heide." Das Christentum konnte die naturgegebene Erdenschwere des Bauern nicht meistern. Darum muß der Bauer auch wieder der erste sein, der den Terror des widernatürlichen Christentums bricht und sich zum Herrn macht seiner Scholle. Die Scholle freilich lastet jetzt schwer auf dem Bauern. Der Bauer aber darf und darf nicht im Wust der Tage und der Überlast der Arbeit, die man niemand anders würde zutrauen können, ersticken.

Erst wenn der Bauer sich befreit hat vom Christenwahn, dann ist die Bauernbefreiung durchgeführt. Aber nur er selbst kann sich befreien. Der Staat gibt ihm dazu die Möglichkeit, die fast ein Jahrtausend nicht bestanden hat. Die Deutsche Gotterkenntnis des Hauses Ludendorff befreit ihn aus dem Wahn des Fremdglaubens, löst die Kräfte rassischen Erbgutes und gibt ihn als ganzen Mann der Sippe und seinem Volke zurück.

Nutze die Zeit, Deutscher Bauer. Werde frei und stark durch ein Deutsches Leben.

Das Wirken der Jungfrau Maria

(Die Hand der überstaatlichen Mächte[1])

Von General Ludendorff

I. Nach einer österreichischen Zeitung hat der römische Papst an den katholischen Episkopat, d. h. also an seine Beamtenschaft auf der ganzen Erde, eine Enzyklika über den Rosenkranz der Jungfrau Maria gerichtet, also ex cathedra als unfehlbarer Papst gesprochen. Er erinnert daran, daß den „gläubigen Völkern" der Schutz der heiligen Jungfrau nie gefehlt habe, wenn die Christenheit durch die mohammedanischen Armeen bedroht war. Das stimmt zwar nicht ganz, denn mohammedanische Armeen unterwarfen einst weite christliche Gebiete in Vorderasien, auf der Balkanhalbinsel, in Ungarn, in Afrika und in Spanien, ohne daß die Jungfrau Maria den Christen Schutz gewährte. Der unfehlbare Papst nimmt es, falls der Auszug der österreichischen Zeitung richtig ist, nicht recht genau mit den geschichtlichen Tatsachen. Dann hebt der Papst hervor, daß die Gefahren heute nicht geringer seien als in der Vergangenheit und daß man in der Welt eine moralische und geistige Krise verzeichnet, die vom Vergessen Gottes ausgehe. Aber diese Übel und diese Gefahren dürften das Vertrauen der Christen nicht erschüttern. Ein Beispiel sei die schreckliche Sekte der Albigenser, die durch Anrufungen der Jungfrau Maria besiegt wurde. So der Papst in der letzten Enzyklika nach der österreichischen, streng römischen Zeitung.

Diese „schreckliche Sekte" der Albigenser hatte sich in der französischen Stadt Albi gebildet und zunächst in der Stadt Toulouse, die sich besonderer Freiheiten erfreute, verbreitet. Bald schlossen sich weitere Städte und Dörfer diesen, sich von Rom lösenden Franzosen an. Die Verweigerung des Zehnten und anderer drückenden Abgaben an die Priester, führte im Jahre 1209 zu dem schauerlichen „Kreuzzug", den der Papst Innozenz III. gegen die Albigenser unternehmen ließ. Die „größte" Tat dieses, von einem päpstlichen Legaten und dem Abte Arnold v. Citeaux geführten Heeres, war die Einnahme und das Blutbad von Béziers. Auf die Frage, ob man Katholiken und „Ketzer" unterscheiden, d. h. die ersteren schonen solle, antwortete der Abt zynisch: „Schlagt sie alle nieder, Gott kennt die Seinen schon!" Die Stadt wurde nun völlig zerstört und sämtliche Einwohner, Männer, Frauen und Kinder viehisch ermordet. So ging es fort, bis die Bewegung ausgerottet war und sich die römischen Bestrebungen durchsetzen konnten, zu Ehren und unter Anrufung der Jungfrau Maria.

Roms Wille möchte heute dem „atheistischen Kommunismus" und jedem nach Roms Ansichten diesem gleichgeordneten, rassisch völkischen Lebenswillen und namentlich der Deutschen Gotterkenntnis (Ludendorff) das gleiche Schicksal wie den Albigensern unter Anrufung der Jungfrau Maria, d. h. der jüdischen Mutter des Jesus von Nazareth bereiten. Bei solcher „Arbeit" ist die Berufung auf eine Jüdin besonders charakteristisch. In ihr wirken Jude und Rom letzten Endes immer zusammen, mögen sie auch sonst in ihrem Streben um die Weltherrschaft erbittert gegeneinander stehen.

[1]) Siehe entsprechende Abhandlungen der letzten Folgen.

Unter Anrufung der Jüdin Maria hat wohl auch der römische Papst im „Osservatore Romano" Anfang Juni die Nachricht verbreiten lassen, die Werke des Ludendorff-Verlages, dabei auch die philosophischen Werke Mathilde Ludendorffs, würden zu Hunderttausenden in Moskau verbreitet, um die Deutschen und alle Welt vor Deutscher Gotterkenntnis erschauern zu machen und zu verhindern, daß diese nach der Deutschen Gotterkenntnis als Rettung vor okkulter Priestertyrannei greifen. Ich habe davon in Folge 8 und Folge 12/37 gesprochen und ausgeführt, daß der Ludendorff-Verlag von keiner russischen Seite je um das Recht gebeten sei, Werke in russischer Sprache herauszugeben. Ich zeigte, wie gierig diese Nachricht von Rom und der Bekenntnisfront und von sonstigen okkulten Richtungen aufgenommen wurde. Darauf wandte ich mich an den Reichsminister des Auswärtigen mit der Bitte, doch durch die Botschaft in Moskau feststellen zu lassen, ob wirklich in Sowjetrußland Bücher des Ludendorff-Verlages in russischer Sprache widerrechtlich verbreitet würden. Ich erhielt von ihm unter dem 29. 9. 1937 nachstehendes Schreiben:

„Ihr am 20. September hier eingegangenes Schreiben . . . . ., in dem die Meldung des ‚Osservatore Romano' über den angeblichen Nachdruck von Büchern des Ludendorff Verlages in Moskau wiedergegeben und um Feststellung gebeten wurde, habe ich dem Botschafter Graf Schulenburg mit der Weisung zugehen lassen, nochmals genaue Erhebungen in dieser Sache anzustellen. Die Botschaft hatte schon in einem Bericht vom 26. Juli auf ein Ersuchen des Kirchenministeriums hin gemeldet, daß ihr von der Drucklegung von Büchern des Ludendorff Verlages nichts bekannt geworden sei. Graf Schulenburg hat aber nochmals bei allen in Betracht kommenden Stellen neue Erhebungen angestellt und, wie er mir heute berichtet, nicht die geringste Spur derartiger Drucksachen finden können. Er hält es demnach für sicher, daß die in Rede stehende Meldung des päpstlichen Organs falsch ist."

Ich sage in deutlichen Worten: erlogen ist! Der römische Papst spricht zwar im „Osservatore Romano", auf den er sich maßgebenden Einfluß vorbehalten hat, nicht als unfehlbarer Papst, aber er hat dann doch schließlich auch dort auf die Wahrheit zu achten. Diese Falschmeldung sollte ja den erlogenen Brief noch wirkungvoller gestalten, den ich in Folge 8 veröffentlicht habe und der ebenfalls, wie ich mitteile, Fabrikat aus Rom ist.[1] Noch immer ist dieser Brief nicht öffentlich als Lüge gebrandmarkt, wie jetzt die vorstehende Falschmeldung des „Osservatore Romano". Noch können Schmähungen über meine Ehre ausgesprochen werden und meine 4 Prozesse in dieser Angelegenheit rühren sich nicht von der Stelle.[2] Rom arbeitet mit allen Mitteln unter Anrufung der Jungfrau und der Jüdin Maria, um das zu vernichten, was ihm gefährlich erscheint, und das ist jedes klare völkische und rassische Wollen, wie es sich in der heutigen Zeit unter den „weißen" Völkern nur in Deutschland bewußt regt und in der Deutschen Gotterkenntnis Mathilde Ludendorffs seinen erhabensten Ausdruck findet.

Neben dem Kampf der katholischen Aktion und der Bekenntniskirche gegen Deutsche Gotterkenntnis tritt die Deutsche Glaubensbewegung im „Durchbruch" und auch sonst immer schärfer als Gegner der Deutschen Gotterkenntnis (Ludendorff) hervor, auch wenn sie nicht über eine „Jungfrau Maria" verfügt. Der

[1] Ich habe z. B. dem Reichsjustizminister klare Mitteilungen gemacht. Er antwortete mir, die Ermittelungen wären bisher ohne Erfolg geblieben, weil sie sich ausschließlich im Ausland bewegen.

[2] Die Ermittelungen liegen doch im Inlande und trotzdem geschieht nichts!

Kampf des „Durchbruchs" aber entspricht dem der Jüdin Maria. In Folge 39 vom 30. 9. 1937 bringt der „Durchbruch" unter „Bekenntnis zu Goethe, Beschuldigungen und ihre Haltlosigkeit" Entstellungen und ganz genau so, wie das päpstliche Blatt „Osservatore Romano" „Unwahrheiten" über das, was meine Frau über Goethe geschrieben hat. Der „Durchbruch" erdreistet sich dabei auch, sich darüber zu ereifern, daß ich das, was meine Frau über Schiller sagte, als unantastbare Wahrheit bezeichnet habe. Die Deutschen, die sich zur Deutschen Gotterkenntnis bekennen, sollten endlich den durchsichtigen Sinn der völlig unklaren Deutschen Glaubensbewegung verstehen, die entstand, nachdem den Deutschen die Deutsche Gotterkenntnis (Ludendorff) in ihrer unantastbaren Klarheit gegeben war. Aber die „Glaubensbewegung" ist vielseitig. In ihrem Rahmen sprach Professor Schwarz über die Philosophin Mathilde Ludendorff. Er nannte die Deutsche Frau „eine Philosophin von Rang". Das fanden Zuhörer „großartig", ohne dabei zu merken, daß das, was Prof. Schwarz über die Philosophie Mathilde Ludendorffs brachte, nicht gerade von Sachkenntnis zeugte. Er kannte ja auch nur den „Triumph des Unsterblichkeitwillens" und „Schöpfunggeschichte". Es war nach dem von Prof. Schwarz Gegebenen nicht unberechtigt, zu fragen, wie denn Prof. Schwarz überhaupt dazu käme, über die Philosophie Mathilde Ludendorffs zu sprechen. Was haben denn Deutsche, die sich zur Deutschen Gotterkenntnis bekennen, nach den vielen Vorgängen überhaupt in Versammlungen der Deutschen Glaubensbewegung zu tun?

Ich kann mir die Genugtuung Roms, d. h. der heiligen Jungfrau und zugleich der Jüdin Maria, vorstellen, die im Sinne der Christenlehre beide in der Mutter Christi vereinigt sind, so wie Judentum und Christentum es sind, daß es in seinem Ringen gegen Deutsche Gotterkenntnis die Unterstützung der Deutschen Glaubensbewegung erhält, die sie in ihren Unklarheiten nicht zu fürchten hat.

Abseits, aber doch nicht mehr unbemerkt, spielt sich dieser Kampf Judas und Roms gegen das Erwachen der Völker und das Gewinnen der Gotterkenntnis ab. Die „New York Herald Tribune" vom 24. September 1937 schreibt in einer Abhandlung, die im übrigen ohne Belang für uns ist:

„Ich bemerkte in einem von Pauline Crawfords früheren Briefen, daß sie mit der religiösen Bewegung vertraut scheint, die die ‚Schafe' wieder in den christlichen Pferch zurücktreibt. Sollte sie wirklich nichts merken von der höchst revolutionären, religiösen Philosophie, die von Tutzing ausstrahlt und sich vielleicht über die ganze Welt verbreitet?"

Tiefer greift der Kampf gegen das Freiwerden der Völker von der Christenlehre und die „höchst revolutionäre Philosophie, die von Tutzing ausstrahlt", in das politische Leben ein, als ich hier ausführen kann. Ja, dieses Ringen unter dem Schutz der Jungfrau und Jüdin Maria ist höchste Politik.

II. Das große politische Ereignis Ende September war der Besuch Mussolinis in Deutschland bei dessen Führer und Reichskanzler mit dem Gepränge, den Massenaufbietungen, Reden und Feststellungen. Adolf Hitler und Mussolini versicherten sich ihre persönliche Freundschaft und die Freundschaft ihrer Völker, betonten ihren Friedenswillen und zugleich die Notwendigkeit der Beachtung der Lebensrechte der beiden Völker von anderer Seite. Aus jenem Worte sprachen das Streben, die Festigkeit der Achse Rom-Berlin und das Vergebliche zu betonen, eine Macht gegen die andere auszuspielen, und zugleich die schärfste Ab-

lehnung des Bolschewismus, als des ruhestörenden Elements auf der ganzen Welt.

Über Fascismus und Nationalsozialismus sprach Mussolini überdies in seiner Rede am 28. 9. Er sagte:

„Fascismus und Nationalsozialismus sind beides Ausdrücke jener Gleichartigkeit des geschichtlichen Geschehens, in dem unsere Nation an die im gleichen Jahrhundert und durch das gleiche Ereignis zur Einheit gelangten . . . .“

Mussolini hob dann die gemeinsame Auffassung über Arbeit, Jugenderziehung und die Notwendigkeit der Wirtschaftautarkie hervor und fuhr dann fort:

„Wir haben viele Elemente unserer Weltanschauung gemeinsam. Nicht nur haben Nationalsozialismus und Fascismus überall dieselben Feinde, die denselben Herrn dienen: der Dritten Internationale, sondern ihnen sind auch viele Begriffe der Lebens- und Geschichtsauffassung gemeinsam. Beide glauben an den Willen als die bestimmende Kraft im Leben der Völker, als die Antriebskraft ihrer Geschichte, und weisen deshalb die Lehren des sogenannten geschichtlichen Materialismus und seiner politischen und philosophischen Nebenprodukte zurück . . .

Wir haben diese Gefahr in ihrer ganzen Unmittelbarkeit zu spüren bekommen, als 52 in Genf versammelte Staaten die verbrecherischen Wirtschaftssanktionen gegen Italien beschlossen, jene Sanktionen, die mit aller Schärfe durchgeführt wurden, aber ihr Ziel nicht erreichten, ja dem faschistischen Italien sogar Gelegenheit gaben, der Welt seine Widerstandskraft zu beweisen. Trotz allem Drängen hat Deutschland sich den Sanktionen nicht angeschlossen. Wir werden das niemals vergessen.

Dies ist der Punkt, an dem zum erstenmal ganz deutlich das Vorhandensein eines notwendigen Zusammengehens zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und dem faschistischen Italien in Erscheinung tritt. Das, was man nunmehr in der ganzen Welt als die Achse Berlin-Rom kennt, entstand im Herbst 1935 . . . .

Alle Argumente, die unsere Gegner ins Treffen führen, sind hinfällig: weder in Deutschland noch in Italien besteht eine Diktatur, sondern es bestehen Kräfte und Organisationen, die dem Volke dienen. Keine Regierung, in keinem Teile der Welt, hat die Zustimmung des Volkes in solchem Maße wie die Regierungen Deutschlands und Italiens. Die größten und echtesten Demokratien, die die Welt heute kennt, sind die deutsche und italienische.

Wo anders wird unter dem Deckmantel der ‚unveräußerlichen Menschenrechte‘ die Politik beherrscht von Mächten des Geldes, des Kapitals, von geheimen Gesellschaften und miteinander im Kampf liegenden politischen Gruppen. In Deutschland und Italien ist es streng ausgeschlossen, daß private Kräfte die Politik des Staates beeinflussen können.

Diese Gemeinsamkeit der Gedanken in Deutschland und Italien hat ihren Ausdruck gefunden im Kampf gegen den Bolschewismus, die moderne Form finsterer byzantinischer Gewaltherrschaft, jene unerhörte Ausbeutung der Leichtgläubigkeit der niederen Massen, jene Hunger-, Blut- und Sklavenregierung. Diese Form menschlicher Entartung, die von der Lüge lebt, hat der Faschismus nach dem Kriege mit äußerster Energie bekämpft: bekämpft mit dem Wort und mit der Waffe. Denn, wenn das Wort nicht ausreicht, und wenn drohende Umstände es fordern, muß man zur Waffe greifen.

So haben wir es auch in Spanien gemacht, wo Tausende von italienischen faschistischen Freiwilligen gefallen sind für die Rettung der europäischen Kultur, der Kultur, die noch eine Wiedergeburt erleben kann, wenn sie sich von den falschen, lügnerischen Göttern von Genf und Moskau abkehrt und sich den leuchtenden Wahrheiten unserer Revolution zuwendet.

Ich komme zum Ende. Wir und Ihr machen außerhalb unserer Landesgrenzen keinerlei Propaganda im gewöhnlichen Sinne des Wortes, um Anhänger zu werben. Wir glauben, daß die Wahrheit selber Kraft genug besitzt, um überall hinzudringen, und daß sie schließlich siegen wird. Das Europa von morgen wird faschistisch sein, durch den logischen Zwang der Ereignisse, nicht aber durch unsere Propaganda.“

Dieses letzte Wort hat viel Aufsehen erregt. Mussolini schrieb hierzu am 3. 10. in „Popolo d'Italia“ nach Ausführungen der M. N. N. vom 7. 10.:

„Es ist klar, daß gegen uns, die wir das 20. Jahrhundert repräsentieren, alle diejenigen stehen, die noch im 19. Jahrhundert leben: der Kapitalismus, die parlamentarische Demokratie, Sozialismus, Kommunismus, Liberalismus und ein abwegiger Katholizismus, mit dem wir eines Tages nach unserem Stil abrechnen werden. Aber das Kreischen von Klatschweibern und die Predigten von Erzbischöfen machen uns, je nachdem, lachen oder flößen uns Widerwillen ein.“ Mit dem Hinweis auf Japan, das sich aus dem „parlamentarischen Sumpf“ be-

freie, und auf Brasilien, das energisch die Restbestände der Gedankenwelt von 1789 abstreife, und mit dem Bemerken, daß heute viele Staaten bereits auf der Straße des Faschismus marschierten, auch wenn sie selbst das Gegenteil behaupten, erläutert der Artikel den in Berlin gesprochenen Satz dahin, daß nicht an einen „standardisierten Faschismus" gedacht sei, sondern daß „jede Nation ihren eigenen Faschismus haben werde, das heißt eine organisierte, zentralisierte, autoritäre Demokratie auf nationaler Grundlage".

Während der Bekundungen über die Festigkeit der Achse Berlin-Rom, die mit der Abreise Mussolinis aus Berlin am 29. 9. um 15.51 Uhr ihr Ende fanden, waren Frankreich und England bemüht, ihre Politik im Sinne der Abmachungen von Nyon weiter auszugestalten.

Zunächst führten die Besprechungen zwischen Vertretern der Marine von Italien, Frankreich und England in Paris dahin, daß Italien an der Kontrolle auf der Strecke Gibraltar bis zur Küste von Palästina teilnimmt. Die Kontrolle zwischen der südfranzösischen Küste und Nordafrika westlich Korsika und Sardinien bis auf einen schmalen Küstenstreifen längs der Insel Sardinien haben Frankreich und England allein behalten. Mussolini will den in Paris getroffenen Vereinbarungen zustimmen.

Inzwischen hatten Frankreich und England beschlossen, Italien unter einen noch schärferen Druck zu setzen. Schon am Tage der Abreise Mussolinis aus Rom hatten die englischen und französischen Vertreter daselbst im römischen Außenministerium vorgesprochen, um Italien auf die Dringlichkeit der Freiwilligenfrage aufmerksam zu machen. Sie hatten gleichzeitig versucht, im Völkerbund eine Entschließung durchzubringen, die das Ende der Nichteinmischung feststellte, falls nicht in allernächster Zeit die Freiwilligenfrage geklärt würde. England und Frankreich drangen indes mit ihrem Antrage, und das ist bezeichnend, nicht durch. Es waren vorwiegend römischgläubige Vertreter des Völkerbundes oder Vertreter römischgläubiger Staaten, die es verhinderten. England und Frankreich müssen nun ohne diesen allerdings mehr als kläglichen Rückhalt handeln.

Gleich nach der Rückkehr Mussolinis aus Deutschland hatten die beiden Mächte in Rom eine gleichlautende Note überreicht. Am 7. 10. drängten sie auf

---

Antwort. Sie erfolgte am 9. 10. Der Wunsch Englands und Frankreichs nach einer gemeinsamen Konferenz nur mit Italien zur Regelung der Freiwilligenfrage wird von Mussolini abgelehnt, der alle Fragen an den Nichteinmischungsausschuß in London überwiesen sehen will. Es kann wohl gesagt werden, daß die beiderseitigen Auffassungen sehr weit aneinander „vorbeireden". Die Spannung zwischen Italien und damit der Achse Berlin-Rom und den „demokratischen Mächten" ist nicht geringer geworden! Frankreich und England haben nun das Wort. Bezeichnend ist, daß England den amtlich gemeldeten U-Boot-Angriff auf einen englischen Zerstörer plötzlich - ebenso amtlich - dementiert. Was sagt Frankreich dazu? - Zunächst wird weiter verhandelt.

In Spanien selbst gehen die kriegerischen Ereignisse mit kleineren Vorteilen Francos weiter.

III. Die übrigen politischen Ereignisse in Europa treten hiergegen zurück. Es ist zu beachten, daß die finanzielle Lage in Frankreich sich immer kritischer gestaltet, es scheint, daß das römische Weltkapital hierbei recht bedeutend mitwirkt. Auch in Nordafrika wird Frankreichs Lage schwieriger. Die Kantonalwahlen brachten bisher keine besondere Verschiebung in den Machtverhältnissen der Parteien.

Immer unklarer werden die Verhältnisse in Polen, wo die Linke sich immer schärfer sammelt und zur Macht drängt. Es fragt sich, ob Polen den bisherigen innerpolitischen Kurs beibehalten kann oder nicht.

In Belgrad ist der Ministerpräsident Stojadinowitsch einen Schritt zurückgewichen. Er hat einen Teil der Minister, die mit besonderer Schärfe für das Konkordat mit Rom eintraten, durch andere Männer ersetzt. Auch hier ist die Frage, ob er nicht noch weiter vor der Opposition, die ihre Kräfte eint, zurückweicht. Seine Reise nach Paris und London soll vielleicht seine Stellung festigen. Er wird hier indes um klare Mitteilungen über seine italienische Politik nicht hinauskommen.

Die Türkei hat einen bedeutungsvollen Ministerwechsel gehabt. Sie schließt sich fester an England und hat diesem auch einen Hafen in Ausführung der Beschlüsse von Nyon eingeräumt.

IV. Die Verhältnisse in Palästina und arabisch Vorderasien habe ich in der Abhandlung „Der Judenstaat nach Deutschen Siegen" behandelt. Die Unsicherheit der englischen Herrschaft und des englischen Einflusses in jenen Gebieten muß bei Beurteilung der Politik in der Welt in Rechnung gestellt werden.

Der Krieg in Ostasien geht weiter. Immer klarer wird es, daß der Schwerpunkt der japanischen Operationen in Nordchina liegt. Hier haben sich die chinesischen Truppen als unfähig erwiesen, den japanischen Angriffen Widerstand zu leisten. Das Vordringen der Japaner findet in der Richtung der inneren Mongolei und der von Peking und Tientsin nach Süden führenden Eisenbahnen statt. Die vier nordöstlichen, wirtschaftstarken Provinzen Chinas, auf die Japan den entscheidenden Einfluß erstrebt, sind in seinem Besitz. Schon sind die Grenzen dieser Provinzen in südlicher Richtung überschritten. Ungeheure Überschwemmungen, verursacht durch Dammdurchstechungen durch Chinesen und Regengüsse, erschweren seit einigen Tagen die japanischen Operationen.

Vor Shanghai kämpfen die Japaner und Chinesen mit abwechselnden Erfolgen. Nennenswerte Vorteile haben die Japaner noch nicht gewinnen können. Es zeigt sich hier der Chinese, der gut ausgebildet und ausgerüstet ist, auch als guter Soldat.

Die zahlreichen Bombardements von chinesischen Städten aus Flugzeugen haben Japan noch nicht den von ihm erhofften Erfolg, die Nanking-Regierung zum Nachgeben zu bringen, gebracht. Das chinesische Volk erweist sich als widerstandsfähiger, als Japan erwartet hatte. Tschiangkaischek spricht von der Möglichkeit eines drei- bis vierjährigen Krieges. Das ist allerdings eine Frage der Zukunft.

Washington und London haben zunächst ihre Einsprüche in Tokio wiederholt, ohne irgendwelche Erfolge bei der japanischen Regierung zu erzielen. Sie suchen nun auf die innere politische Spannung in Japan und namentlich auf die vorhandene Spannung zwischen der japanischen Wirtschaft und der japanischen Kriegführung einzuwirken, um so einen Druck auf das japanische Kabinett auszuüben. Es ist ein Zeichen innerer japanischer Spannungen, daß die Tokioter Pulverfabrik durch Feuer zerstört wurde. Gleichzeitig sind sowohl in den Vereinigten Staaten wie in England die sozialistischen und Gewerkschaftorganisationen in Bewegung gesetzt, die einen Boykott Japans und seiner Waren fordern. Da aber auch dies auf die japanische Regierung keinen Eindruck gemacht hat, hat am 6. Oktober Pr. Roosevelt in Chikago eine von England und Frankreich warm begrüßte Rede gehalten, in der er die Möglichkeit andeutet, daß die Vereinigten Staaten in Japan, aber auch gegenüber Spanien, aus ihrer Zurückhaltung heraustreten. Am 7. Oktober hat daraufhin Washington einen scharfen diplomatischen Vorstoß gegen Japan unternommen. Die M. N. N. vom 8. Oktober bringen hierüber:

„Das Staatsdepartement in Washington hat gestern abend eine längere amtliche Erklärung herausgegeben, in der es Japan ganz offen im Zusammenhang mit dem gegenwärtigen chinesisch-japanischen Konflikt Vertragsbruch vorwirft und sich mit dem Völkerbund und seinen Beschlüssen in Übereinstimmung erklärt. Die Erklärung lautet wörtlich: „Im Lichte der sich ausbreitenden Entwicklungen im Fernen Osten ist die Regierung der Vereinigten Staaten zur Feststellung gezwungen worden, daß die Aktion Japans in China unvereinbar ist mit den Grundsätzen, die die Beziehungen zwischen den Nationen beherrschen sollten und daß sie ferner

den Bestimmungen des Neunmächte-Vertrages vom 6. Februar 1922 und denjenigen des Kellog-Paktes vom 27. August 1928 widerspricht. Daher befinden sich die Schlußfolgerungen der amerikanischen Regierung in Übereinstimmung mit denjenigen der Völkerbundsversammlung."

Weitere Kundgebungen des Präsidenten Roosevelt sind angemeldet.

Gleichzeitig ist Genf mit einer Entschließung hervorgetreten, die China die „moralische Unterstützung" des Völkerbundes zuspricht und auf die Einberufung einer Fernostkonferenz hinweist. Es ist möglich, daß es sich um ein gemeinsames Vorgehen der Vereinigten Staaten und des Völkerbundes handelt. Doch Worte haben bisher auf Japan keinen Eindruck gemacht, und es lehnt den Konferenzgedanken bisher scharf ab. Es will selbst die Lage in Ostasien in seinem Sinne entscheiden, d. h., China in Abhängigkeit von sich bringen. Es behauptet nach wie vor, China habe es zu einem Eingreifen durch seine kommunistisch-japanfeindliche Politik gezwungen, daher habe es auch keine Verträge verletzt.

Die Lage in Ostasien ist also in schärfster Spannung. China kann aus eigener Kraft Japan nicht auf die Dauer militärisch widerstehen. Und ob die anglikanischen Mächte sich zu einem Eingreifen gegen Japan entscheiden, erscheint mehr als fraglich. Ein neuer japanisch-englischer Zwischenfall - wiederum ein Beschießen englischer diplomatischer Vertreter im Auto auf der Strecke Nanking-Shanghai - wird daran nichts ändern. Die wirtschaftlichen Verhältnisse Japans sind schwer zu übersehen. Ihr Einfluß auf den Kriegsausgang ist nicht abzuschätzen.

Die Lagen im Mittelmeer und in Spanien und in Ostasien greifen immer mehr ineinander über. Das kann vielleicht bald noch klarer werden.

Umschau

Das letzte Mittel

Wir lesen in dem „Lübecker Generalanzeiger" vom 21. 8. 1937:

„Pfarrersfrau als Kirchhofsgespenst.

Eine verblüffende Aufklärung hat der Kirchhofsspuk gefunden, der schon seit längerer Zeit die Einwohner des schwedischen Städtchens Färgarhd beunruhigt. Im Abenddunkel wollten verschiedene Einwohner weiße Spukgestalten auf dem Friedhof gesehen haben. Diese Berichte wurden zunächst nicht ernst genommen, bis der Kirchenälteste mit seiner Frau auf dem Heimwege von einem Besuch spät abends an dem Kirchhof vorbeikam. Die Frau zeigte mit einem Schreckensschrei auf den Kirchhof und wurde durch einen Nervenschock zu Boden geworfen. Nun sah auch der Kirchenälteste, wie zwei weiße Gestalten sich langsam durch die Gräberreihen bewegten. Der beherzte Mann sprang über die niedrige Kirchhofsmauer und verfolgte die weißen Spukgestalten, die nun die Flucht ergriffen. Als er mit einem Stock auf das weiße Gespenst losging, stürzte dieses zu Boden. Der Kirchenälteste riß ihm das weiße Laken ab und entdeckte nun zu seiner Überraschung, daß die Frau des Pfarrers den Spuk aufgeführt hatte. Das zweite Gespenst entpuppte sich als der Sohn des Pfarrers. Da die Frau des Kirchenältesten infolge des Schrecks bedenklich erkrankt ist, dürfte der Gespenster-Unfug für die Pfarrersfrau sehr ernste Folgen haben."

Da man kaum annehmen kann, daß die Pfarrersfrau aus reiner jugendlichen Abenteuerlust den abgegriffenen Studentenulk aufführte, drängt sich die Vermutung auf, daß sie damit einen bestimmten frommen Zweck verfolgte. Wahrscheinlich hat die „Frömmigkeit" der Gemeinde von Färgarhd dermaßen nachgelassen, daß es der kirchlichen Obrigkeit als notwendig erschien, mit drastischen Mitteln die Gemeinde zur alten Gläubigkeit zurückzuführen. Und was vermag den gläubigen Christen besser und nachhaltiger in die Hand des Priesters auszuliefern als die tausendjährig erprobte Höllenangst? Was vermag ferner diese Angst heftiger zu schüren als solch ein leibhaftiges „Kirchhofsgespenst"? Bei den Katholiken wird die Gläubigkeit der Gemeinde durch Reliquienunfug, durch Wunder à la Therese von Konnersreuth und Ähnliches aufgefrischt. Den Protestanten bleibt halt nur der

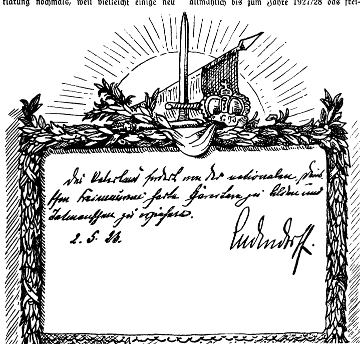
Friedhofsspuk übrig. Der wohl unvermeidliche Gespensterprozeß wird wohl über die Beweggründe der abenteuerlichen Pfarrersfrau von Färgarhd Näheres zu Tage fördern. Wir glauben aber, daß unsere Vermutung darüber den Tatsachen am nächsten kommt.

Olle Kamellen und neue Lügen

In letzter Zeit wird im Rahmen der Hetze gegen den Feldherrn auch die Lüge verbreitet, der Feldherr habe einer Freimaurer-Loge angehört, oder doch wenigstens in enger Verbindung zu den Freimaurern gestanden. Zu diesem Zwecke bringt man wiederum nachstehend abgebildete Eintragung des Feldherrn in das Gästebuch der Loge „Empor". Der Feldherr hat bereits oft eine Darstellung jener Angelegenheit gegeben. Wir bringen diese Erklärung nochmals, weil vielleicht einige neu hinzugetretene Leser nicht Bescheid wissen und daher auf jene törichte Hetze und die Lügen nicht antworten könnten.

Über meine Teilnahme an einem Aufklärungsabend in der Loge „Empor" am 2. 5. 1923

Durch Vermittlung eines mir bekannten Deutschen, - es kann General Hildebrandt oder Herr v. Schirach gewesen sein -, besuchte mich in Ludwigshöhe Regierungrat Sanna, der gern mit mir über die Freimaurerei sprechen wollte. Ich forschte damals auf entsprechendem Gebiete. Ich hatte die Freimaurerei noch nicht voll erkannt und räumte noch im besonderen den christlichen, altpreußischen Großlogen eine Sonderstellung ein. Wenn heute über die Freimaurerei Klarheit herrscht, so ist das zum großen Teil meinen Forschungen zu verdanken, durch die ich allmählich bis zum Jahre 1927/28 das frei-



Wortlaut der Einschrift: „Das Vaterland fordert von der nationalen Deutschen Freimaurerei harte Charaktere zu bilden und Tatmenschen zu erziehen.

2. 5. 23. Ludendorff."

maurerische Unwesen voll enthüllte. 1923 war das aber noch anders. Ich empfing also Herrn Regierungrat Sanna, der sich mir als Meister der Loge „Empor" der großen Nationalmutterloge zu den drei Weltkugeln auch vorstellte. Er hatte verschiedene Bedenken gegen die freimaurerische Betätigung auch der altpreußischen Großlogen und bat mich, ihm zu helfen, die Großlogen auf völkischen Boden zu stellen. Ich konnte ihm gegenüber eine starke Skepsis nicht unterdrücken, soweit waren meine Forschungen doch schon gediehen. Er aber meinte, es wären doch starke Strömungen in seiner Großloge und er wolle im Herbst in Berlin bei einer in Aussicht genommenen Tagung bestimmte Anträge stellen, die die Erreichung seines Zieles fördern sollten. Um meine Skepsis zu überwinden, bat er mich, auf einen Aufklärungabend in die Loge zu kommen, der auch von einer reichen Anzahl anderer Gäste besucht werden würde. Er nannte unter anderem den Namen des Generaloberst Graf v. Bothmer. Ich lehnte indes ab. Bald darauf wiederholte er seinen Besuch und nochmals seine Bitte, der erste Gästeabend wäre so schön verlaufen und er verspräche sich Entscheidendes für sein Beginnen, die Großlogen auf völkischen Boden zu stellen, wenn ich doch auch an dem nächsten Gästeabend teilnehmen würde. Ich sagte nun zu. Der Abend brachte nichts besonderes, der Regierungrat Sanna hielt eine Rede, drei Lichter brannten, an der Wand hing der Obermeister Christus, im übrigen war der Raum eine große Biertafel. Neben dem bisher Geschilderten war das dreimalige Klopfen mit dem Meisterhammer und das Wiederholen dieser Schläge von den beiden Aufsehern, die an den Enden des Hufeisens saßen, das Einzige, was an freimaurerische Gebräuche erinnerte. Nach Regierungrat Sanna sprachen noch andere, neben mir saß der Großmeister der Großen Nationalmutterloge Habicht, der auf mich gerade keinen günstigen Eindruck machte, links schräg gegenüber ein Vollblutjude, dessen Anblick ich nie vergessen werde. Regierungrat Sanna bat mich, in das Gästebuch eine Eintragung zu machen; diesem entsprach ich, ich wählte eine Form, die dem Bestreben des Regierungrat Sanna entgegenkommen sollte, und sprach in der Niederschrift nicht von einer vorhandenen Tatsächlichkeit, sondern von einer Forderung. Als mich der Regierungrat besuchte, um mir für meine Anwesenheit nochmals zu danken, drückte ich ihm nochmals meine Skepsis aus, er war aber hoffnungfreudiger denn je. Lange Zeit hörte ich nun nichts mehr von ihm. Nach Monaten besuchte er mich wieder, tief niedergeschlagen, er müsse mir voll Recht geben, er habe nichts erreicht. Darauf deckte er die Loge, trat auch dem Deutschvölkischen Offizierbund bei, ich glaube nicht, daß ich mich hierin irre, und starb vor Jahren.

Mit der Eintragung in das Gästebuch suchte nun die Große Nationalmutterloge mich mit meinem heutigen Wirken in Widerspruch zu bringen und verbreitet in Postkartenform schon seit vielen Jahren das Blatt.

Ich habe mich, wie vorstehend niedergelegt, schon häufig ausgesprochen und füge noch hinzu, ein Widerspruch meines Handelns besteht nicht, ich handle geradlinig nach den mir gewordenen oder den mir erworbenen Erkenntnissen. gez. Ludendorff.

Immer dasselbe

Der Versuch der Kirche, irgendwelche dem Priestertum und der christlichen Lehre abträglichen Schriften und Werke dadurch zu entkräften und unwirksam zu machen, daß man den Verfasser als „vor seinem Tode bekehrt" hinstellt, oder einen „Widerruf" konstruiert, ist nicht neu. Wir bringen auf Wunsch nachstehend die Erklärung der Freunde des verstorbenen Professors Drews, der bekanntlich u. a. der Geschichtlichkeit Jesu die Grundlagen entzogen hat.

„Laut Nummer 3 des Amtsblattes der Erzdiözese Freiburg vom 20. Januar 1936 hat der dortige Herr Erzbischof Dr. Gröber in seiner damaligen Silvesterpredigt folgendes geäußert:

‚Vielleicht ist endlich die Überzeugung, daß er mit seiner Christusmythe einen Fehlgriff unternommen hat, auch beim Verfasser des so betitelten Buches lebendig geworden. Denn wenige Monate vor seinem Tod sprach er sich im vertrauten Kreis dahin aus, daß er es nicht mehr schreiben würde.'

Daraufhin erklärten 21 Freunde des Verstorbenen, darunter Universitätsprofessoren und namhafte Vertreter der Wissenschaft, Kunst und Jurisprudenz, als der ihm wirklich persönlich nahegestandene vertraute Kreis in einem unterm 18. Dezember an den Herrn Erzbischof gerichteten Schreiben ausdrücklich, daß Drews weder einem von ihnen noch seiner Gattin gegenüber auch nur andeutungsweise eine derartige Äußerung getan hat, und daß sie eine solche überhaupt für unmöglich halten. Daran schloß sich das Ersuchen, angesichts der schließlichen schweren Gehirnstörungen des Todkranken und aus schuldiger Achtung vor dem öffentlich bloßgestellten, jeder eigenen Rechtfertigungsmöglichkeit entrückten Toten die silvesterliche Behauptung dahin zu revidieren, daß einer solchen Äußerung, selbst wenn sie je gefallen sein sollte, kein Gewicht beizulegen sei, oder wenigstens zu deren Beweis billigerweise den andern „vertrauten Kreis" zu nennen, in dem jener Widerruf er-

folgt sein soll. Diesem Ersuchen ist der Herr Erzbischof nicht nachgekommen. Es genügte ihm, in seiner Antwort am Kern der Sache vorbeizugehen und diese auf ein fremdes Geleise zu schieben, im übrigen aber sich hinter seine mysteriöse Quelle zu verschanzen: Roma locuta, causa finita.

In dem Antwortschreiben wird ‚bedauert, daß jetzt plötzlich von Proselytenmacherei durch das Pflegepersonal die Rede ist'. Es müßte als eine wenig einwandfreie Taktik erscheinen, wenn mit diesen Worten, wie es den Anschein hat, etwa versucht werden sollte, die Glaubwürdigkeit der Einwendungen der Drewsfreunde durch die Unterstellung in Frage zu stellen, als seien diese jetzt erst und plötzlich auf den Gedanken gekommen, solche Dinge zur Sprache zu bringen. Keineswegs handelt es sich hinsichtlich des Pflegepersonals um „plötzlich" erdachte Beschuldigungen, sondern um tatsächlich und wiederholt geäußerte Klagen des Schwerkranken selber über erfolgte Bekehrungsversuche in dem katholischen Krankenhaus. Trotzdem war es angesichts dessen geistigen und Gemütszustandes den Freunden laut ihrer schriftlichen Erklärung an den Herrn Erzbischof ‚niemals in den Sinn gekommen, jene Klagen über proselytische Attentate ernst zu nehmen und als beweiskräftige Tatsache gar in der Öffentlichkeit zu erörtern oder sonst irgendwie Kapital daraus zu schlagen'. Zu solcher öffentlicher Ausschlachtung des Falls hat sich allein der Herr Erzbischof mit seiner unbewiesenen Behauptung im Freiburger Münster und mit deren Bekanntgabe im amtlichen Diözesanblatt das Recht genommen.

Ebenso wenig wurde mit unsrem offenen wahrheitsgetreuen Hinweis auf die durch den erfolgten Gehirnschlag verursachte allmähliche Zerstörung des Denkvermögens, wie es in der erzbischöflichen Antwort heißt, ‚dem toten Herrn Professor ein zweifelhafter Dienst erwiesen'. Erkrankung aus solcher Ursache ist nichts Entehrendes oder Diskreditierendes, sondern ein Unglück, das über jeden Menschen kommen kann. Die Krankheit des Verfassers der Christusmythe kann deren wissenschaftliche Geltung schon deshalb nicht erschüttern, weil er dieses Buch bereits dreißig Jahre zuvor geschrieben hatte.

Weiters habe nach erzbischöflicher ‚Auffassung die Erkenntnis seines Irrtums am Ende seines Lebens nichts für Drews Entehrendes an sich'. Eine scheinbar recht fromme und wohlwollende Auffassung, hinter der jedoch die Tatsache steht, daß es für die Kirche allezeit keinen größeren Triumph gegeben hat als das schließliche Reuebekenntnis eines unbequemen bedeutenden Denkers und Forschers. Ahnungsvoll hat der Verstorbene schon lange vor seiner Erkrankung das ihm nach seinem Tod drohende Voltairesche Schicksal vorausgesagt. Die ihm nachgesagte Verleugnung seines Werks wäre ein wissenschaftliches Harakiri gewesen, das der charakterstarke Gelehrte und Philosoph, wie man ihn aus seinem Leben und aus seinen Schriften kennt, niemals vollzogen hätte und zu dem für ihn keinerlei Grund bestand.

Dem wirklichen vertrauten Kreis des Professors Drews haben niemals Leute angehört, die das Vertrauen des Freiburger Herrn Erzbischofs in so außergewöhnlich hohem Maß genießen, daß er auf ihre Angaben hin in der Öffentlichkeit Dinge behaupten dürfte, die so wenig der Kritik standhalten. Ist die Quelle des andern ‚vertrauten Kreises' wirklich lauter und rein, so braucht sie das Licht des Tages nicht zu scheuen. Solang jedoch mit ihr hinter dem Berg gehalten wird, kann ihr keine Glaubwürdigkeit zuerkannt werden. Die Ehre eines wehrlosen Toten, zumal eines ganz Großen im Reich des deutschen Geistes, steht höher als ein fadenscheiniger Triumph der Kirche.

Durch den Abdruck der erzbischöflichen Behauptung im amtlichen Diözesanblatt ist eine sogenannte Geschichtsquelle geschaffen, aus der in der Folge konfessionelle Darsteller des Falls Drews schöpfen werden. Demgegenüber erscheint es zur Steuer der Wahrheit nötig, in dieser Zeitschrift sachliches Beweismaterial niederzulegen, durch das einer weiteren propagandistischen Ausbeutung und sinnlosen Bekehrungslegendenbildung vorgebeugt wird. Vorstehendes wird sämtlichen reichsdeutschen, österreichischen und schweizerischen Universitätsbibliotheken zugehen.

Im Namen der Freunde des verstorbenen Professors Arthur Drews

Gottlieb Graef, Karlsruhe."

Für unsere Leser sind solche Versuche der Kirche wirklich nicht neu. Aber wie hier „Quellen" geschaffen werden sollen, so wird es auch auf anderen Gebieten gemacht. Die Professoren Elze und Hartung haben sich die erdenklichste Mühe gegeben, solche „Quellen" für das Schwanken des Feldherrn Erich Ludendorff in der Schlacht von Tannenberg zu liefern. Man sieht, wie wichtig es ist, gegen solche „Quellenbildung" rechtzeitig vorzugehen, bevor sich ein Strom daraus bildet, der mit seiner Schlammflut von Lügen die geschichtliche Wahrheit überschwemmt.

Auflebender Kampf!

Der katholische Theologieprofessor Dr. Karl Pieper, Paderborn, stellt in seiner Gegenschrift „Ludendorff und die heilige Schrift" Seite 11-12 es so dar, als ob das Lesen der hebräischen Quadratschrift durchaus leicht und sicher sei. Demgegenüber führe ich einen pro-

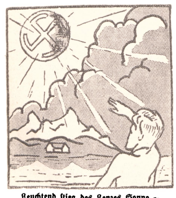
testantischen Bibelforscher an, den Dr. Pieper unmöglich als „Nichtfachmann" ablehnen kann und zwar Prof. Löhr. Dr. theol. et phil. Max Löhr schreibt in dem Buche: „Einführung in das alte Testament" Leipzig 1912:

„Fraglich ist mir, ob überhaupt eine Schrift von Anfang an, etwa vom Autor selbst, in Quadratschrift geschrieben worden ist.

Daß es bei diesem Gang der Dinge an reichlicher Gelegenheit zu Versehen und Mißverständnissen nicht gefehlt haben wird, ist selbstverständlich. Diese Gelegenheit wurde aber noch bedeutend vergrößert durch die Eigenart der hebräischen Schrift und des Schreibens. Um mit letzterem anzufangen, so bediente man sich zahlreicher Abkürzungen, z. B. pflegte man die Pluralendungen, wenn es der Raum der betreffenden Zeile gebot, fortzulassen und durch einen über den letzten Buchstaben des Wortes gesetzten Strich zu bezeichnen. In zahlreichen Fällen haben, wie es scheint, die Kopisten jenen Strich vergessen oder die Auflösung der Abkürzung unterlassen. Dazu kamen als weitere Fehlerquelle die Unvollkommenheiten der hebräischen Schrift. Man schrieb in der sog. scriptio continua, d. h. in fortlaufender Buchstabenfolge, ohne deutliche Trennung der einzelnen Wörter und Sätze. Der Irrtum eines Kopisten konnte bei dieser Lage der Dinge verhängnisvolle Entstellungen des ursprünglichen Sinnes zuwegebringen. Endlich war aber die ganze hebräische Schrift nur Konsonantenschrift. Die erforderlichen Vokale mußte der Leser aus seiner Kenntnis der Sprache und bisweilen auch nach seinem Verständnis des Zusammenhanges hinzufügen. Zur richtigen Würdigung gerade dieser Schwierigkeit muß man noch berücksichtigen, daß mit dem Exil schon das Hebräische begann, als Verkehrssprache auszusterben und nach und nach ausschließlich Kultsprache zu werden. Man begegnete zwar jener Schwierigkeit in der Wiedergabe des ursprünglichen Sinnes und Textes durch die Setzung sog. Lesemütter; das sind die Buchstaben Hê, Jôd, Wâw und auch Alef. Wie das aber an sich nur ein unvollkommenes Hilfsmittel war, so bediente man sich seiner auch nur sehr willkürlich.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich unzweifelhaft, daß der Möglichkeiten, durch Versehen und subjektive Auffassungen vom Text der Autoren abzukommen, übergenug waren. Daß diese Möglichkeiten r e i c h l i c h zu Tatsachen geworden sind, ist leider a u f S c h r i t t u n d T r i t t festzustellen und wird heute von keinem Einsichtigen mehr geleugnet."

Hier bestätigt Prof. Löhr, daß der ältere Text des alten Testaments zahllose Versehen, Auffassungen und Lesarten zuläßt. Besonders eigenartig wirkt aber der Satz in der Schrift von Pieper (Seite 12, Abs. 3): „Ob die Angabe des Apologeten Moses Stuart von den 800 000 verschiedenen Lesarten stimmt, w e i ß i c h n i c h t." (Vergleiche „Das große Entsetzen" S. 7.) Herr Prof. Pieper hätte doch als berufener Forscher die Angaben von Stuart nachprüfen können oder müssen; das tut er aber nicht, sondern er schiebt Frau Dr. Ludendorff die Arbeit und Verantwortung zu,



Leuchtend stieg des Lenzes Sonne -, Flecken trübten bald ihr Kleid.



Heute sieht man, wer mit Wonne - Sonnenfleckentätigkeit betreibt.

Zeichnung und Wortlaut von Lothar Rath.

ja, verlangt sogar, daß diese die 800 000 Lesarten nachzähle! Wann hätte die Theologie unbequeme Forschungergebnisse je nicht einfach ignoriert? „Seid klug wie die Schlangen..." Seite 13 wird der Kirchenjurist Thudichum als Phantast bezeichnet, Seite 5 als „unwissend". Ja, warum hat denn die Kirche oder der Staat ausgerechnet einen solchen Mann als Kirchenjuristen gewählt? Auch wird Thudichum der Vorwurf gemacht, daß er erst nach seiner Pensionierung, also in fortgeschrittenem Alter sein Werk „Kirchliche Fälschungen" veröffentlichte. Thudichum hatte aber doch vorher sein Amt, also hinreichend zu tun. Jeder Unbefangene wird zugeben, daß die Tätigkeit eines Kirchenjuristen sicher nicht gerade einfach ist. Auch die Zuständigkeit für das Erkennen von Fälschungen wird Thudichum nicht bestritten werden können, da doch gerade Fälschungen in das Gebiet der Rechtspflege gehören! Seit wann ist übrigens reife Lebenserfahrung und reiche Forschung ein Grund zur Herabsetzung?

Ferner ein weiterer kleiner Trick: Seite 10 führt Dr. Pieper an, daß in der Siloah-Inschrift zur Worttrennung bereits Punkte verwendet wurden. Die Siloah-Inschrift ist aber gar nicht hebräisch, sondern altkanaanitisch, zeigt also ganz andere Schriftzeichen. (Vergl. Löhr, a. a. O. S. 112.) Da die wenigsten Laien wohl die Siloah-Inschrift kennen, so wäre es der Kirche wohl recht angenehm, wenn die christlichen Schäflein glaubten, daß die Siloah-Inschrift in althebräischer Schrift abgefaßt sei, nicht wahr, Herr Prof. Pieper? Außerdem beweist die Verwendung von Punkten zur Worttrennung in altkanaanitischer Schrift doch gar nichts für die althebräische Schrift!

Auf diese Weise könnte man noch vieles anführen und jene Ausführungen im richtigen Licht zeigen.

Nachdem der Kampf der Kirche und Theologen nach dem Erscheinen der Schrift „Abgeblitzt" zunächst abflaute, werden jene Schriften gegen die Feststellungen der Schrift „Das große Entsetzen - Die Bibel nicht Gottes Wort" jetzt wieder hervorgeholt und besonders auffallend eifrig verbreitet. Für unsere Leser ergibt sich daraus die Notwendigkeit, durch Verbreitung der Schriften „Das große Entsetzen" und „Abgeblitzt" für die Wahrheit und gegen die Versuche, die erreichte Befreiung der Einzelnen von den priesterlichen Suggestionen wieder unwirksam zu machen, einzutreten. Dr. Pischon.

Antworten der Schriftleitung

Berlin. — Es ist richtig, daß nach dem Erlaß des Reichsministers der Justiz vom 17. Juli 1937 Nr. 3464 IV b 7254 in allen Eheprozessen die Religionzugehörigkeit der Prozeßparteien festgestellt werden soll. Die Feststellung geschieht auf Wunsch des Präsidenten des Statistischen Reichsamtes. Aus welchen Gründen das Statistische Reichsamt eine Angabe benötigt, zu welchem Religionbekenntnis sich in Ehescheidung- und Eheanfechtungprozessen usw. die Parteien bekennen, wissen wir nicht. In manchen Ländern sind die Anwälte angewiesen, bei der Fertigung der Klage schon das Religionbekenntnis der Partei anzugeben.

Essen. — Sie haben vollständig recht. Man braucht nicht erst aus der Kirche auszutreten, um dann zu - beten. Wenn der „junge Deutsche", der sich zu den Gottgläubigen zählt, aus der Kirche austritt und dann nach dem „Wille zum Reich" schreibt: „Ja, das ist es: Beten müssen wir wieder lernen. Gerade wir - wir aus den Kirchen Ausgetretenen. Wenn Du das erreicht hast, dann sei Dein Recht und Dein Stolz zu sagen, daß du gottgläubig bist", so offenbart sich darin eine erschreckende Unklarheit gerade in den wichtigsten Dingen. Daß das „Düsseldorfer Sonntagsblatt" dieses Unklarheitbekenntnis - wie zahlreiche protestantische Sonntagsblättchen übrigens auch - zu Propagandazwecken auszuschlachten sucht, ist verständlich, doch nicht zu ändern.

Berlin. — Auch das „Schwarze Korps" v. 23. 9. 1937 Folge 38 hat gegen die Erhebung der Kirchensteuern vom Grundbesitz nichtchristlicher Deutscher Stellung genommen und das sog. „Gewohnheitsrecht", auf welches sich die Kirchen stets berufen, scharf abgelehnt. Es wird auch eine die Kirche abweisende Entscheidung des Amtsgerichts mitgeteilt. Jahrelang haben wir bereits gegen diese gerichtlicherseits einmal als unsittlich bezeichnete Steuer geschrieben. Aber die Kirche hat schon oft gegen das ihr ungünstige Urteil des Amtsgerichts Einspruch erhoben und dann beim Landgericht doch ein günstiges Urteil erwirkt. Warten Sie ab, wie sich die Sache bei dem vom „Schwarzen Korps" gebrachten Fall gestalten wird. Sie haben aber ganz recht, es ist völlig unverständlich, daß keine endgültige gesetzliche Regelung erfolgt, durch welche dieses mittelalterliche „Gewohnheitsrecht" endlich einmal beseitigt wird. Es sollte jeder im gleichen Falle das Gericht anrufen, damit eine solche Regelung herbeigeführt wird.

München. — Ja, der „hl. Antonius" hilft auch in merkwürdigen Fällen! Wir lesen in der „Kötztinger Ztg." Nr. 229 v. 1. 10. 37, Seite 6:

„Miltach. (Wenn man sein Gebiß verliert.) Vor einigen Tagen fuhr eine Frau von Wolfersdorf mit dem Rade nach Kötzting zum Zahnarzt. Unterwegs fiel ihr jedoch ein, daß sie ihr oberes Gebiß zu reinigen vergessen hatte, sie nahm es deshalb heraus und schwenkte es im Prünstbächlein hin und her. Aber das Wasser riß ein wenig und nahm ihr den Schatz aus der Hand. Alles Suchen war vergebens. Sie lief nun weinend in das nächste Haus und bat um Hilfe. Nachdem die Gerufene nun den hl. Antonius angerufen hatte, gelang es den vereinten Anstrengungen, den Ausreißer wieder zu finden."

Halle. — Dank für die Zusendung des „Wochenberichts" Blätter für Wirtschaft und Kultur v. 8. 10. 37, Herausgeber und Verleger: Max Rudolf Stoll, Berlin W. 30, Speyererstr. 3. Sie gingen uns auch von anderen Seiten zu. Die Ludendorff-Hetze blüht wieder und wird eifrig genährt. Daß Deutsche Gotterkenntnis (Ludendorff) nicht gut „wegkommt", ist bei der christlichen Einstellung dieser Blätter für „Kultur" ganz klar. Wenn die „Blätter für Wirtschaft und Kultur" aber den Lesern die DAZ. - (VIII) - auftischen und nun noch Ausführungen an diese völlig „freie", d. h. erlogene Erfindung, anknüpfen, so fragt man sich, was hat das mit Wirtschaft und Kultur zu tun, und die Ludendorff-Hetze wird auch hier in ihrem Zusammenhang erkannt. Nebenbei war am „5. Schlachtentag" die Schlacht bendet. Vielleicht aber werden noch „Papyri" über die Schlacht fabriziert werden!

Oberhausen. — Wir danken Ihnen die Zusendung des Verzeichnisses der Vortragsredner der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaft. Es ist bezeichnend, daß u. a. Professor Elze als Redner über Kriegsgeschichte aufgeführt ist, der dem Feldherrn Ludendorff bekanntlich Schwanken in der Schlacht von Tannenberg anlügt. Auch Herr Martin Lezius, der bekanntlich auch zu den Schmähern des Feldherrn Ludendorff gehört, befindet sich unter den Rednern. Natürlich auch der russische General Noskoff, dessen stellenweise verfehlte Mitteilungen über die Schlacht von Tannenberg von der Presse gierig aufgenommen wurden. Diese Auswahl ist charakteristisch für die Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaft.

Altona. — Wir erhalten von vielen Stellen einen Prospekt zugeschickt, „Fürstenhöfe und Hauptquartiere". Wir stellen dazu fest, daß in dem Brief, durch den General v. Moltke den Feldherrn Ludendorff nach Ostpreußen berief, die Sätze stehen: „Vielleicht retten Sie im Osten noch die Lage."

Die Darstellung des Prospektes ist unwahr, daß erst General von Hindenburg und dann der Feldherr Ludendorff für den Osten bestimmt wurde. Das Umgekehrte ist der Fall! Aber es muß weiter der Geschichte Gewalt angetan werden.

Haag. — In großer Aufmachung berichtet „De Telegraaf" vom 20. 9. 1937 aus Amsterdam von der Einweihung einer neuen Synagoge, die der Oberrabbiner L. K. Saarlouis vornahm. Bei dieser Gelegenheit wurde auch für das Königshaus in folgender Weise gebetet:

„„Eine Danksagung .... noch einmal geht das Holz der Arche auseinander. Der Vorsänger bittet für die Königin, die Prinzessin und den Prinzen, während der Oberrabbiner neben den Gesetzesrollen steht. „Der König aller Könige schenke Ihrer Majestät Wilhelmina in seiner Barmherzigkeit Leben, behüte Sie und befreie Sie von aller Not, Kummer und Schade . . . Möge sie, wohin sie sich auch wende, glücklich sein.""

Holland ist außerdem so glücklich den ersten Rosenkreuzer-Tempel in Europa zu haben und hat ihn am 5. September in Haarlem eingeweiht. Der Korrespondent von „De Telegraaf" schreibt aus Haarlem vom 5. September über das Innere dieses Baues:

„Wie bekannt ist, legen die Rosenkreuzer großen Wert auf die Gesetzlichkeit von sieben und zwölf, das Planetensystem und den Tierkreis, sowie auch auf die Zahl 3. In Verbindung hiermit zeigen die Seitenwände je dreimal drei vertikale aufstrebende Lichtspalten, während die Decke sieben Lichter zählt - die sieben Planeten. Bei Tageslicht, wenn die Sonne auf diese gläsernen Kreise scheint, ergibt dies einen sehr eigenartigen Effekt, um so mehr, weil im weißen Interieur alle scharfen Ecken an Mauern und Decke vermieden sind. Es scheint, als ob man in einen hellen Raum aufgenommen ist, der nur mit einem schwarzen Band umringt ist. Die Grenzen ringsum sind wie weggefegt und aus dem Glanz steigt hinter einer kleinen Erhöhung eine blaue vertikale Fläche auf, wogegen das Rosenkreuzer-Symbol, das weiße Kreuz mit roten Rosen, auf einem fünfzackigen strahlenden Stern angebracht ist."

Breslau. — Wir haben bereits auf die herabsetzende Darstellung des Feldherrn in dem Lesestück „Vor der Feldherrnhalle" im Deutschen Lesebuch für Volksschulen 5. u. 6. Schuljahr hingewiesen. (Vergl. Folge 23/36.) Wir verweisen auf das inzwischen erschienene Werk des Feldherrn „Auf dem Weg zur Feldherrnhalle". Es hat bereits s. Zt. ein 13jähr. Mädchen bei der Lektüre jenes Stückes vor der Klasse die Darstellung richtig gestellt. Die Achtung der Kinder vor ihren Schulbüchern wird durch derartig abgefaßte Lesestücke kaum gehoben. Sie sollten den Tatsachen entsprechen.

24. 10. 1648 - Unterzeichnung des westfälischen Friedens zu Münster

Nach dem Ausbruch der böhmischen Unruhen i. J. 1618, die eine Folge des Treibens der Jesuiten waren und den Anfang des 30jährigen Krieges bildeten, schrieb der Jesuitenrektor Rümer: „Ich höre, daß man für den Kaiser Kriegsvolk wirbt gegen die Böhmen. Entschließt man sich in dieser Sache zur Kriegführung, so bin ich froher Hoffnung. Kommt es aber zu einer friedlichen Vergleichung, so wird es uns gehen wie in Venedig, wir werden wohl aus Böhmen fortbleiben müssen..." (Gindely.) Es ging nach den Wünschen und Willen der Jesuiten. Der 30jährige Krieg wurde entfesselt, in den nach und nach fast alle europäischen Staaten verwickelt wurden und der Deutschland an den Rand des Abgrundes brachte. Wie in Böhmen, so wirkten die Jesuiten auch anderwärts und die Entfesselung jenes Krieges, durch den sie ihre Ziele zu erreichen hofften, ist ihr Werk. An dieser Tatsache können alle jesuitisch-katholischen Verdrehungkünste nichts ändern. Als sich Wallenstein vom Jahre 1632 an bemühte, unter Ausschluß aller fremden Mächte von Deutschem Reichsgebiet, unter Anerkennung völliger Glaubensfreiheit und der Ausweisung der Jesuiten zum Frieden zu kommen, wurde er infolge der jesuitischen Hetze ermordet. Der Krieg ging weiter und nahm immer gräßlichere Formen an, während Deutschland fast in eine Wüstenei verwandelt wurde. Im Jahre 1644 begannen endlich zu Osnabrück die bereits i. J. 1641 zu Hamburg eingeleiteten Verhandlungen zwischen den vielen an diesem Kriege beteiligten Staaten und Mächten, während die Kriegsfurie weiter durch die erschöpften Deutschen Lande raste. Als jedoch am 15. 7. 1648 der General Königsmarck die Kleinseite von Prag eroberte und damit die vollständige Einnahme der böhmischen Hauptstadt durch die Schweden drohte, drängten die habsburgischen Bevollmächtigten wegen der Gefährdung österreichischer Erbländer auf Abschluß des Friedens. Am 24. 10. 1648 wurde das Protokoll unterzeichnet und die Feindseligkeiten, die seinerzeit in Prag begannen, wurden in Prag beendet. Wenn auch der Vatikan diesen Frieden nie anerkannte, so war er doch für Deutschland verheerend genug. Frankreich und Schweden erhielten Deutsche Gebiete. Bayern durfte die verfassungwidrig annektierte Kurpfalz behalten. Die bisher zum Reiche gehörenden Niederlande und die Schweiz schieden aus dem Deutschen Reichsverband aus. Die hunderten darin verbleibenden Kleinstaaten wurden völlig selbständige Gebilde. Das „Deutsche Reich" wurde zum leeren Begriff dem nichts Tatsächliches entsprach, und das sein Schattendasein mit papierenen, kraftlosen Protesten und unbeachteten Verordnungen jämmerlich bekundete. Zur „Lösung" der Glaubensfragen wurde jener unselige „Augsburger Religionfriede" vom Jahre 1555 anerkannt. Glaubensfragen sollten nicht mehr durch Verordnungen entschieden oder auf den sog. Reichstagen behandelt werden. Dafür hatten aber die Untertanen dem Glauben ihres Landesherrn zu folgen und konnten im Weigerungfalle in jeder Weise bedrängt oder ausgewiesen werden. Diese ungeheuerliche Bestimmung, auf welcher das heute noch von der Kirche geltend gemachte „Recht" der Steuererhebung vom Grundbesitz Andersgläubiger beruht, eröffnete dem Jesuitenorden die willkommene Möglichkeit einer „friedlichen Rekatholisierung". Seine Sendlinge brauchten nur die betr. Fürsten in den Schoß der „alleinseligmachenden Kirche" zurückzuführen, wie ihnen das in Sachsen und Württemberg gelang und sie es in Preußen versuchten. Die „Landesväter" sorgten dann in bekannter landesväterlicher Weise für das „Seelenheil" ihrer Landeskinder! Die jesuitischen Beichtväter konnten bei den von ihnen suggerierten Fürsten nur zu leicht die Ziele ihres Ordens durchsetzen und setzten sie durch! So schrieb der Philosoph Leibniz (1646-1716) in der dem Frieden folgenden Zeit über dieses Treiben der Priester und die sich aus den Verfolgungen der Andersgläubigen ergebenden und anderen Folgen: „Wir sehen daraus, wie wenig gut man daran tut, Geistliche sich in Staatsangelegenheiten mischen zu lassen... namentlich die Jesuiten, die heutzutage so mächtig sind, daß es ihnen sehr leicht wird, die Waage auf die Seite ihres Vorteils zu bringen." Der Wohlstand des vor dem Kriege blühenden Deutschlands war vernichtet. Zwei Drittel des Volkes waren durch diesen Krieg, die Seuchen und andere Begleiterscheinungen, hinweggerafft. Die wirtschaftlichen Grundlagen und das kulturelle Leben waren zerstört. Das Ziel der Jesuiten, den seelischen und körperlichen Widerstand des Deutschen Volkes zu brechen, um ihren „Gottesstaat" errichten zu können, schien erreicht zu sein. Aber wenn auch um ein Jahrhundert zurückgeworfen, erhob sich aus diesem Trümmer- und Leichenfeld, aus dieser rauchenden Brandstätte, das unsterbliche Deutsche Volk, der nach Freiheit strebende Geist dieses Volkes, um den Kampf gegen Jesuitismus und römische Unterdrückung erneut wieder aufzunehmen und ihn - nachdem heute die Christenlehre als Mittel dieser priesterlichen Herrschaft und des Jesuitismus erkannt ist - zu siegreichem Ende zu führen. Lö.

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Löhde. Für Anzeigen und Bilder verantwortl. Hanno v. Kemnitz. Beide München 19, Romanstr. 7. D. A. 3. Vj. über 86500. Z. Zt. ist Anzeigenpreisliste Nr. 5 gültig. Rotationdruck bei Kunst im Druck, Müller & Co., München. Alle den Inhalt der Zeitschrift betreffenden Fragen und Einsendungen sind an Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 19, Romanstr. 7, Abt. Schriftleitung, zu richten. – Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Bücher, Bilder und dergleichen wird keine Gewähr geleistet. Fernruf der Schriftleitung: München 66 2 64.